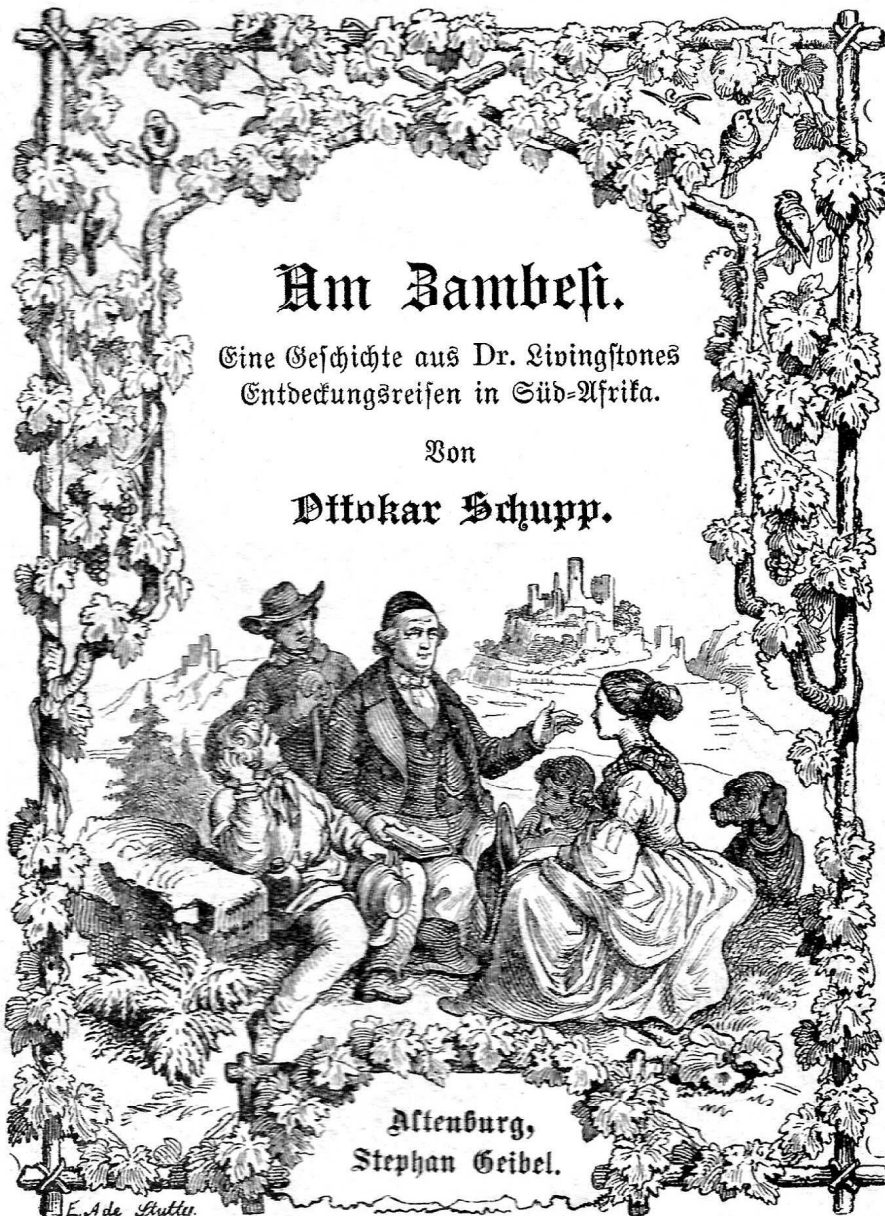


Am Bambi.

Eine Geschichte aus Dr. Livingstones
Entdeckungstreifen in Süd-Afrika.

Von

Dittokar Schupp.



Preis kartoniert 50 Pfennig.

Am Bambi.



Eine Geschichte
aus Dr. Livingstones Entdeckungsreisen in Süd-Afrika.

Der Jugend und dem Volke erzählt

von

Ottokar Schupp.

Erste Auflage, zweiter Abdruck.

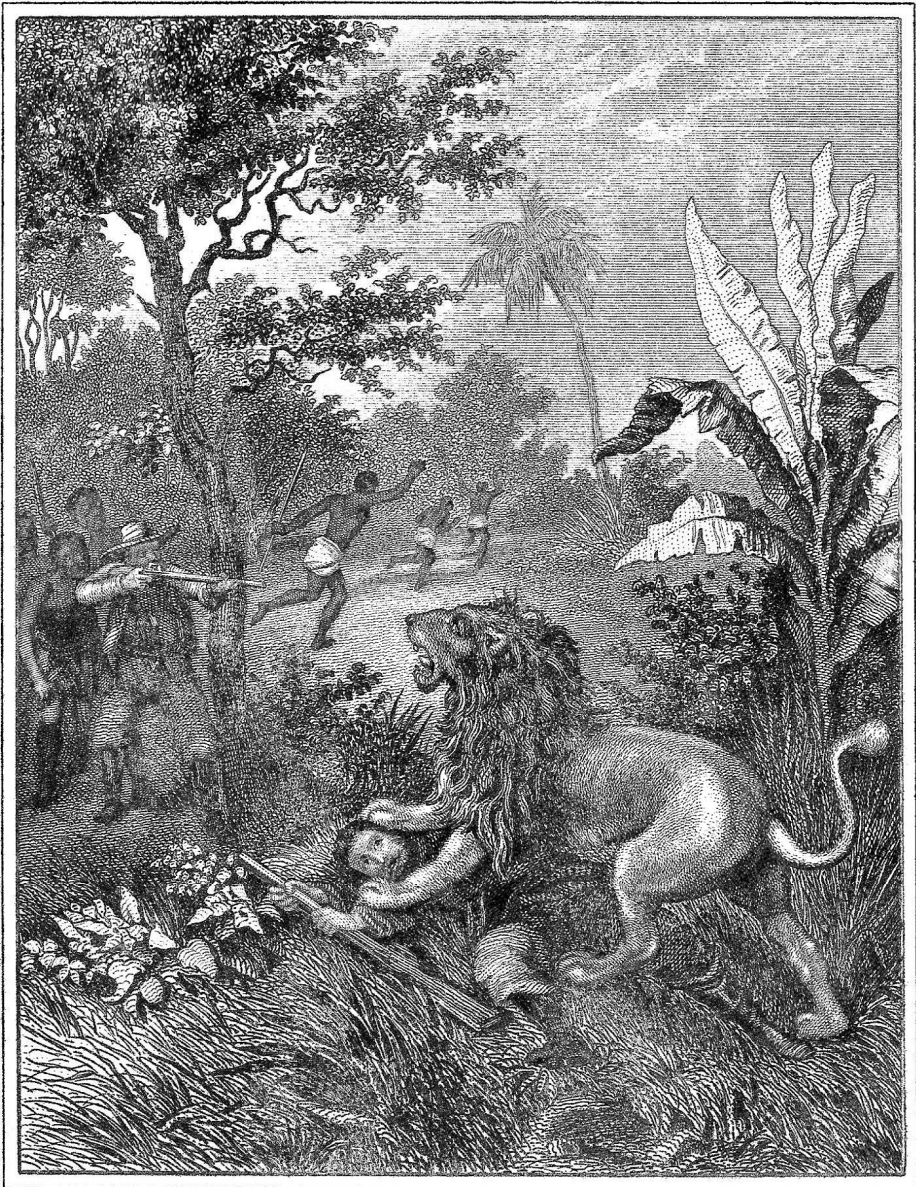
Mit vier Abbildungen.

Preis: karton. 50 Pf., in Bibl.-Band oder rot Kaliko geb. 75 Pf.



Altenburg, S.-A.,
Stephan Geibel Verlag.

1906.



Stahlstich v. Carl Mayer's Kunst-Anstalt in Nürnberg

Verlag von Stephan Geibel in Altenburg.

I.

Eine Morgentertulia.

Über dem Grenzstädtchen Tette, der letzten Station der portugiesischen Kolonie am Zambesi-Fluß der Wildnis zu, flammte die sengendste Gluthize Südafrikas.

Die Felsen, auf die das Städtchen gebaut war, und die Mauern der wenigen schilfbedeckten Häuser, in denen die Europäer wohnten, hatte der Feuerstrom der nach kurzer Regenzeit wieder in aller Kraft strahlenden Augustsonne zu angeheizten Öfen umgewandelt. Die Luft war ein alles erschlaffendes tötendes Flammenmeer, und weder von der bewaldeten Hügelkette des nahen Gebirgs noch von dem wasserreichen Zambesi, der sich dicht an dem Städtchen fast tausend Ellen breit träge vorbeiwälzt, kam ein kühlender Luftzug.

Kein Tier wurde sichtbar, höchstens daß ein Krokodil gähmend sein zahnreiches Maul erschreckend weit aufklappte, um dann in den kühleren Wassern des Stromes zu verschwinden, und daß am jenseitigen Ufer auf feuchter Sandbank ein riesiges Flußpferd schnarchte, um sich von seinen mächtigen Strapazen auszuruhen.

Der Indigo, der massenhaft längs den Straßen von Tette wuchs, senkte seine eirunden Blätter und rötlichen Blüten, und einzelne hochstämmige Palmen

blickten schlaff und traurig über die Lehmmauer des Städtchens herüber. Auch von Menschen zeigte sich keine Spur; nur daß hier und da ein eingeborener Schwarzer barhäuptig in seine abseits gelegene Hütte schlüpfte oder aus der heißen Hütte heraus in den Schatten eines ungeheuren Affenbrotbaumes flüchtete.

Die Europäer lagen um diese Zeit der Mittags- sonnenhöhe schlafend oder im träumerischen Wachen in ihren Hängematten oder Schaukelstühlen, die in weiten, luftigen, kellerartigen Räumen standen, und wagten keine Bewegung, sprachen kein Wort, ja dachten keine Gedanken, um nicht unnötig sich in neuen Schweiß zu stürzen. In den kühleren Morgenstunden, oder wenn die Abend- schatten das Tal einzuhüllen begannen, zeigte sich erst einiges Leben in den Erschlafften. Dann war die Zeit gekommen, schläfrig die wenigen Tagesgeschäfte abzu- wickeln und zu Erfrischungen hinzueilen.

Die Erquickungen und Erholungen waren aber für die üppigen und trägen portugiesischen Kolonisten die Hauptsache. Ihr Leben währte an jener heißen afrika- nischen Fieberküste noch kürzer als das sonst kurze Menschenleben und sollte ihnen vor allen Dingen nicht „Mühe und Arbeit“ sein, zumal ihnen die Reichtümer fast ungesucht in den Schoß fielen. Was sie erstrebten, war, das Leben voll zu genießen und behaglich träumend oder halb berauscht von Sonnenglut und Erdenluft in das doch einmal frühe Grab zu sinken.

Von allen dortigen Niederlassungen genußsüchtiger Portugiesen zeichnete sich das Städtchen Tette durch noch höhere Genußsucht aus. Die Tetteaner hatten den für den Süden fast unerhörten Ruf, schreckliche „Trunken- bolde“ zu sein.

Wenn bei uns im lieben Deutschland, wo überhaupt nicht wenig getrunken wird, eine Gegend oder eine Stadt in einen besonderen Ruf des Trinkens kommt, so kann man das begreifen; aber im heißen Süden, wo reichliche und starke Getränke gleich lebensgefährlichen Giften wirken und Mäßigkeit streng geboten ist, hat solche Leidenschaft etwas Merkwürdiges.

Was mußten die Tetteaner für eingefleischte Zecher sein, daß selbst das hohläugige Gespenst des Todes ihnen den Weinbecher nicht aus der Hand zu ringen vermochte?

Jeden Abend kamen die durstigen Seelen abwechselnd in einem ihrer Häuser zu einer sogenannten „Tertulia“ zusammen. „Tertulia“, gesellige Zusammenkunft, nannten sie es. Sie hätten es aber besser einfach „Trinkgelag“ geheißen, denn sie schlürften so lange ihren feurigen Portwein und ihren berausenden Palmwein und das starke Magandja-Bier und rauchten so lange ihre köstlich duftenden Zigarillos, bis sie schwer betrunken waren und sofort von Hitze und Trunk ermattet umfielen.

Dieses direkte Umfallen in der Trunkenheit war eine eigentümliche Erscheinung und nur durch die Einwirkung des Klimas zu erklären.

Vor der offenen Türe aber saßen ihre schwarzen Sklaven und hatten die Verpflichtung, ihre Herren nach Hause zu tragen, sobald dieselben bewusstlos unter den Tisch fielen.

Zuerst kugelte gewöhnlich der dicke Senhor Maldonado wie eine gut geladene Bombe auf den Boden. Ihm folgte sicherlich der gelbe Senhor Duerque. Er war in seiner Heimat Barbier gewesen, und seine Zunge bewegte sich unter dem Einfluß der Getränke in einer wahrhaft schwindelnden Geläufigkeit. Noch schwazte er

und gestikulirte er, da erstirbt plötzlich das Wort in seinem Munde, und schweigend sinkt er um. Das nächste Opfer wurde gewöhnlich Senhor Orticoza. Er war der unermüdlche Sänger der Gesellschaft, und sang er nicht, dann schrie er: Viva, viva! ich bin vergnügt.“ Ein letztes „Viva!“ und er suchte sich auch sein Plätzchen unter dem Tische.

Dann kam der zärtliche Senhor Ferreira an die Reihe. Er war früher Seifensieder und noch immer ein seifenglatte Mann. Das Trinken aber machte ihn noch viel glatter und zutunlicher. Er ging im Kreise herum und drückte jedem auf das herzlichste die Hände. Stieg die Trunkenheit, dann küßte und umarmte er die Glieder der Gesellschaft, bis auch er genug hatte. Bei der letzten Umarmung riß er aber gewöhnlich den Umarmten mit in die Tiefe. —

Die meiste Ausdauer besaß Dom Sabino Nardi, ein Herr aus altem, aber verarmten Adel, der sich in Tette neue Reichtümer gesammelt hatte. Er saß anfangs mit seiner hageren, langen Gestalt wie aus Erz gegossen da. Mit der Trunkenheit kam aber dem alten Herrn der Zorn, der sich zuerst nur in blitzenden Blicken und geballten Fäusten zeigte, dann aber zu Worten und zuletzt zu Tätlichkeiten überging. In ihm kochte das heiße Blut seiner Ahnen. Er zerhug alles, Tische, Bänke, Stühle, bis er selbst unter die Trümmer niedersank.

Doch wer vermag alle die Helden der Bechergesellschaft in Tette zu nennen und ihre Niederlage würdig zu beschreiben? Es ist genug, daß wir wissen, daß die meisten Kaufleute und Offiziere der kleinen Besatzung von Tette sich an diesen Gelagen beteiligten, und daß jedesmal alle nach Hause getragen wurden, bis auf zwei.

Dom Manoel und Capitano Candido waren nüchterne Männer und gingen allein auf eigenen Beinen heim.

Den Tetteanern genügte indessen bald die Abendtertulia nicht mehr. Es wurde auch eine „Morgentertulia“ eingerichtet. — „Frühshoppen“, wie es unsere Trinker nennen.

Doch wurde diese Morgentertulia, weil man bei der wachsenden Tageshitze das Blut doch nicht gerade zum Sieden bringen wollte, abgekürzt, und selten wurde einer von derselben heimgetragen.

Der Tag, von dem wir reden, machte eine merkwürdige Ausnahme. Schon war jene eingangs geschilderte Hitze eingetreten, und noch immer saßen die Tetteaner Kaufleute und ein Teil der Offiziere in dem schattigen Hause des Senhor Querque zusammen und dachten nicht an den Aufbruch.

Es mußte aber etwas ganz Ungewöhnliches sein, das die behaglichen Senhores Schlaf, Schweiß und Schwüle vergessen ließ.

In der That hatte Senhor Querque, der seiner Barbiernatur nicht untreu geworden war und alle Neuigkeiten zuerst wußte, die Herrn diesen Morgen mit einer Nachricht überrascht, die alle, selbst den dicken Maldonado, in die höchste Aufregung versetzte. Sein Wort hatte die Morgentertulia, die sonst wie ein stiller Bach dahinrauschte, in einen wilden, brausenden Strudel verwandelt. Alle schrien und gestikulierten in der ganzen südlichen Lebendigkeit. Die schwarzen Augen blitzten, die dürrn Fäuste ballten sich. Einer suchte den andern zu überschreien, und keiner verstand eine Zeitlang den andern.

Die wichtige Nachricht aber, welche die Leute so

ungeheuer berührte, war folgende: „Der berühmte Missionar und Afrikareisende Dr. Livingstone komme im Auftrage der englischen Regierung den Zambesi herauf und sei mit einem eigens dafür gebauten Dampfboote bereits in Schupanga. Der ausgesprochene Zweck der ganzen Expedition sei aber, nicht bloß in das Innere Afrikas einzudringen, sondern eine englische Kolonie am Zambesi zu gründen und dem dort so bedeutenden Sklavenhandel den Nerv abzuschneiden.“

Diese an sich nicht sehr bedenkliche Sache mußte von entschiedenem Gewicht für die Tetteaner sein, wenn man bedenkt, daß dieselben sämtlich „Sklavenhändler“ waren und aus dieser höchst unlauteren Quelle ihren ganzen Reichtum zogen, und daß sie auf den Tod erschrafen, wenn sie nur irgend Gefahr für ihre Lieblingsbeschäftigung witterten.

Gefahr drohte jedoch schon längst von seiten der Engländer, die alles aufboten, um den abscheulichen Menschenhandel zu unterdrücken. Schon brachten die englischen Kriegsschiffe, die an der ganzen Ostküste kreuzten und die Sklavenschiffe wegfangen, den Sklavenhändlern empfindlichen Schaden; wenn es nun aber durch Livingstones Bemühung wirklich den Engländern gelang, sich im Innern anzusiedeln, dann war es mit der reichen Erwerbsquelle der Tetteaner für immer vorbei, dann gute Nacht, schöne Tertulia, dann war alles dahin.

Der kleine gelbe Senhor Querce lief wie toll im Zimmer umher und sprang auf die einzelnen los wie ein junger Kampfhahn und rief, die Faust schüttelnd: „Wir dürfen es nicht dulden.“

Dagegen drückte Senhor Ferreira stumm alle Hände, die er ergreifen konnte, während Dom Sabino Nardi

einen alten Schemel wie ein Schlachtschwert schwang und die Köpfe seiner Umgebung in nicht geringe Gefahr brachte.

Den Mittelpunkt der Aufregung bildete aber der reiche Dom Manoel. Er hatte, wie gewöhnlich, nichts getrunken und wenig gesprochen; nur sein tiefgerötetes Gesicht und seine blutumlaufenen, schwarzblitzenden Augen verrieten den inneren Grimm über die unwillkommene Kunde. Jedermann indessen wußte, wenn der Mann auch nicht schrie und gestikulirte, daß er am nachhaltigsten zürnte und am tiefsten haßte, und daß, wenn von einem, von diesem eine That zu erwarten war.

Er war der einzige Mann von den Kaufleuten, der in Tette Mut und Tatkraft besaß, aber zugleich auch ein Mann, dessen finsterner Sinn und dessen geweckte Rachgier vor keinem Verbrechen zurückscheute.

Schon fing man an, sich von allen Seiten um Dom Manoel zu sammeln, um dessen entscheidendes Wort und seinen Rat zu hören, als sich plötzlich eine Stimme für Livingstone und die Engländer erhob. War es aber in Tette, wo selbst der Gouverneur im geheimen Sklavenhandel trieb, gefährlich, eine diesem Handel abgeneigte Gesinnung zu hegen, so war es in diesem aufgeregten Kreise geradezu eine Tollkühnheit.

Dennoch wagte ein junger, noch nicht lange in Tette stationirter Offizier frei und offen seine Ansichten auszusprechen. Es war der schon als nüchtern erwähnte Capitano Candido.

Der Mann wäre besser einem verwundeten Löwen oder einem gereizten Elefant entgegengetreten als Dom Manoel und seinen heißblütigen Genossen. Allein

Capitano Candido fürchtete überhaupt nichts, weder Löwen noch Elefanten, noch Dom Manoel.

Er sprach unumwunden seine Überzeugung aus und verachtete alle Gefahren, die ihm entgegenstanden. Dazu schien ihn übrigens auch mehr als die andern seine hohe, kräftige und doch biegsame Gestalt zu berechtigen, die um mehr als Kopfeslänge den Längsten der anwesenden Portugiesen überragte.

Er hatte überhaupt nichts, was ihn zu einem Portugiesen stempelte, als die Sprache und die Uniform.

Sein blitzendes blaues Auge, sein hellbraunes, glattes Haar und seine weiße Gesichtsfarbe, die nicht einmal die Sonne Afrikas bräunte, deutete auf eine nordische Abkunft.

Und so war es in der That. Er war der Sohn einer deutschen Kaufmannsfamilie, die sich in Lissabon niedergelassen hatte. Schon frühe in das portugiesische Militär eingetreten, wurde er kaum zwanzig Jahre alt zum Offizier ernannt. Man setzte große Hoffnungen auf ihn. Er fiel jedoch in Ungnade wegen einer unbedachten derben Äußerung gegen seinen General und wurde zur Strafe an die afrikanische Küste nach Mozambique geschickt, wo ihm der Generalgouverneur die Besatzung von Tette zuteilte.

Capitano Candido oder „Weiße“, wie wir in Deutschland sagen würden, sagte mit seiner volltönend starken Stimme, die man trotz des Lärmens im ganzen Saale vernahm: „Ich habe gegen den Sklavenhandel immer eine Abneigung gehabt. Die armen Schwarzen sind wie wir Menschen und nach Gottes Ebenbild geschaffen und unsere Brüder, wenn sie auch häßlich sind und auf einer niedereren Kulturstufe stehen. Die höhere

Kultur und Macht gibt aber den einen Geschöpfen nicht das Recht, andere Geschöpfe Gottes zum Vieh zu erniedrigen und sie als Vieh zu behandeln und zu verkaufen und denselben zum eigenen Vorteil beliebig Heimat, Angehörige, Freiheit und Lebensglück zu rauben.

Seit ich hier in Tette am innersten Sitze des Sklavenhandels bin, hat sich indessen meine bloße Abneigung in wahres Entsetzen verwandelt. Ich hätte diese Greuel nicht für möglich gehalten, die geübt werden. Früher glaubte ich, daß es sich nur um einzelne, hauptsächlich um die Kriegsgefangenen der Schwarzen, handele, die verkauft würden. Hier sehe ich, daß, um die Geldsäckel der Kaufleute zu füllen, Menschenräuberei im großen getrieben wird, und daß ganze Volksstämme geopfert werden, daß Hunderttausende sterben müssen und andere Hunderttausend geistig und sittlich vernichtet werden, damit nur einige Zwanzigtausend das Sklavenschiff besteigen, und daß die Zukunft dieses ganzen Weltteils von dem Aufhören des Sklavenhandels abhängt.

O, ich danke Gott, daß es solch ein braves Volk gibt wie die Engländer, die keine Mühe und Kosten scheuen, um dem Verderben des Sklavenhandels entgegenzutreten. In Dr. Livingstone dagegen sehe ich einen jener gottbegnadeten Wohltäter der Menschheit. Ich bewundere und verehere das Streben dieses Mannes, der aus reinsten christlicher Bruderliebe sich die höchsten Entbehrungen auferlegt und die größten Gefahren nicht achtet, wenn er nur sein Ziel erreicht: die Wege zu bahnen in diesen dunklen Erdteil, damit das Licht des Christentums und der Kultur auch diesen armen schwarzen Geschöpfen Gottes gebracht werde.

Ihr solltet dem Dr. Livingstone eine Ehrenpforte

bauen, statt ihn zu verfluchen, ihr Kaufleute von Lette. Wenn ihr euren wahren Vorteil verstündet, würdet ihr, statt mit Menschen, mit den Produkten des Landes Handel treiben. Wächst doch der teure Indigo wie das Gras am Wege, und Baumwolle, Tabak und Zuckerrohr gedeihen fast ohne Pflege. Wenn diese Schwarzen, statt zu armen Sklaven, zu fleißigen Bebauern ihres Landes gemacht würden, hättet ihr eine unverstiegbare Quelle des Handels und des Reichthums, und diese Kolonie würde Portugal, statt noch Geld zu kosten, ungeheure Geldsummen einbringen.“

Was der Capitano Candido gesagt hatte, war ja alles wahr und richtig, aber die Letteaner hatten kein Verständniß für seine Worte. Mitleid zu haben mit den Schwarzen, war in Lette wahre Kezerei und ein unerhörtes Verbrechen. Und so hatte Capitano Candidos Rede eine erschreckende, wahrhaft haarsträubende Wirkung.

Wenn jetzt in der Morgentertulia vor Senhor Querque unvermutet eine Bombe geplatzt wäre, hätte die Erstarrung und Betäubung nicht stärker sein können als die, die der Rede des jungen Offiziers folgte.

Senhor Ferreira, der Seifensieder, griff, statt nach den Händen seiner Genossen, nach seinen eigenen Händen, um sich zu überzeugen, daß er noch bei klarem Sinne sei und nicht schon unter dem Tische liege und alles nur träume.

Endlich wich die Betäubung und machte einer grenzenlosen Wut und Entrüstung gegen den Capitano Platz. Und nur seine drohende Haltung und seine Riesen-gestalt schützte den jungen Helden vor persönlichen Angriffen. Doch hörte man deutlich den Ruf: „Hinaus mit dem verfluchten Deutschen. Tötet den infamen Kezer!“

Der kleine Senhor Duerque sprang an ihm empor, als wenn er ihn beißen wollte, und rief immerfort: „Die Schwarzen sind keine Menschen, sondern bratos do mato“, d. h. Tiere des Feldes.

Währenddessen schlug Dom Sabino Nardi mit seinem Schemelschlachtschwert einige Duzend Flaschen um, die klirrend in einen Korb mit Gläsern sanken.

Dom Manoel, der mit dem jungen Offizier in näherer Verbindung stand, da seine einzige Tochter, die schöne Donna Inez, seit Wochen mit demselben verlobt war, schäumte vor Wut. Sein purpurnes Gesicht nahm eine fast bläuliche Färbung an, und er riß, sich selbst vergessend, einen blitzenden Dolch hervor.

Doch steckte er ihn, auf eine andere Rache sinnend und hämisch und grausam lächelnd, alsbald wieder in seine Scheide und sprach: „Es ist gut, daß Capitano Candido noch vor der Hochzeit so offen seine Ansichten enthüllt hat; jetzt weiß man doch, was man zu tun hat. Jemand, der den Sklavenhandel so schrecklich verdammt, kann nie meine Tochter zur Frau bekommen. Der wird wohl auch mich, den Sklavenhändler, nicht zum Schwiegervater haben wollen,“ setzte er höhnisch hinzu.

Capitano Candido war leichenblaß geworden und biß sich in furchtbaren Seelenkämpfe seine Lippen blutig. Die Worte, die Dom Manoel sprach, taten ihm weher, als wenn derselbe ihm den Dolch in die Brust gestoßen hätte.

Allein er ermannte sich alsbald wieder und sprach, sich hochaufrichtend: „Ich liebe Donna Inez wie mein Leben. Sie ist ein reiner Engel in dieser Welt des Verbrechens. Ich weiß auch nicht, wenn ich sie verlieren soll, ob ich jemals glücklich werde. Aber lieber will ich

dieses größte Opfer meines Lebens bringen, als den schändlichen Sklavenhandel gutheißen und jedes menschliche Gefühl verleugnen.“

Nach diesen Worten verbeugte er sich kurz und ging stolzen Schrittes, aber verfolgt von Blicken und Rufen des Hasses und der Wut, zum Saale hinaus. Als er eben durch die nur angelehnte Thür gehen wollte, grinste ihn plötzlich ein häßlich gelbes Gesicht hohnlächelnd an.

Der Anblick dieses Gesichtes kam dem jungen Offizier so unerwartet, daß er fast erschrak. „Concha, Ihr hier?“ fragte er im Tone der höchsten Verwunderung.

Der Mann zeigte hinter seinen wulstigen Lippen eine lange Reihe hellglänzender Zähne.

„Ich habe mit der Regierung Frieden gemacht und habe noch einen Titel davongetragen. Ich bin jetzt auch ‚Capitano‘, sagte er prahlerisch.

Der junge Offizier seufzte tief auf und sagte, um den andern nicht verständlich zu werden, in deutscher Sprache, aber mit einer ungeheuren Bitterkeit in der Stimme: „Nun ja! Wie sollte es auch anders sein. Paß schlägt sich, und Paß verträgt sich.“

Dann eilte er so rasch hinweg, als wenn der Ort verpestet wäre, den er verlassen hatte.

Der eben von Capitano Candido „Concha“ genannte Mann war ein sogenannter Mischling oder Mulatte, halb Europäer und halb Afrikaner und von einer ungeheuren Häßlichkeit. Diese trat noch mehr hervor durch seine stutzerhafte, unpassende Kleidung. Seine knochigen, krummen Beine stakten in den engsten Hosen der Welt, wodurch seine breiten Plattfüße desto mehr sichtbar wurden. Seine riesenmäßigen Schultern waren in ein enges, kurzes Röckchen gehüllt, und sein

ungeheurer Wollkopf ragte kaum über die Spitzen seiner hochgestreckten Vaternörder empor.

Es ist Tatsache, daß diese Mischlinge zu den bözartigsten, blutdürstigsten Menschen gehören. Sie vereinigen die schlimmen Eigenschaften beider Rassen, der Schwarzen und der Weißen in sich.

Man sagt als Witzwort von ihnen: Gott habe die schwarzen und weißen Menschen erschaffen, aber die Mulatten der Teufel. Wenn sie nicht meistens feige wären, würde ihre Grausamkeit und ihr böser Wille noch mehr Unheil anstellen.

Concha und sein noch berüchtigerer Bruder Mariano waren indessen durchaus nicht feige. Sie galten aber deshalb für die Geißel der ganzen Kolonie und verübten ungescheut ihre Schurkereien, wo sie wollten.

Die beiden Brüder trieben Sklavenhandel im großen; aber nicht zufrieden mit ihren Raubzügen unter den einzelnen Stämmen der Schwarzen, nahmen sie auch noch den portugiesischen Ansiedlern ihre Sklaven hinweg, um sie zu verkaufen, und vollführten Mordtaten, die zum Himmel schrien, ohne daß die schwache Regierung der Kolonie viel dreinredete.

War nun aber einmal wieder das Maß voll, dann schritt die Regierung zu energischen Maßregeln und schickte Militär. Mariano und Concha lieferten aber mit ihren Hunderten von Sklaven den Regierungstruppen regelrechte Gefechte, wobei letztere meistens den kürzeren zogen.

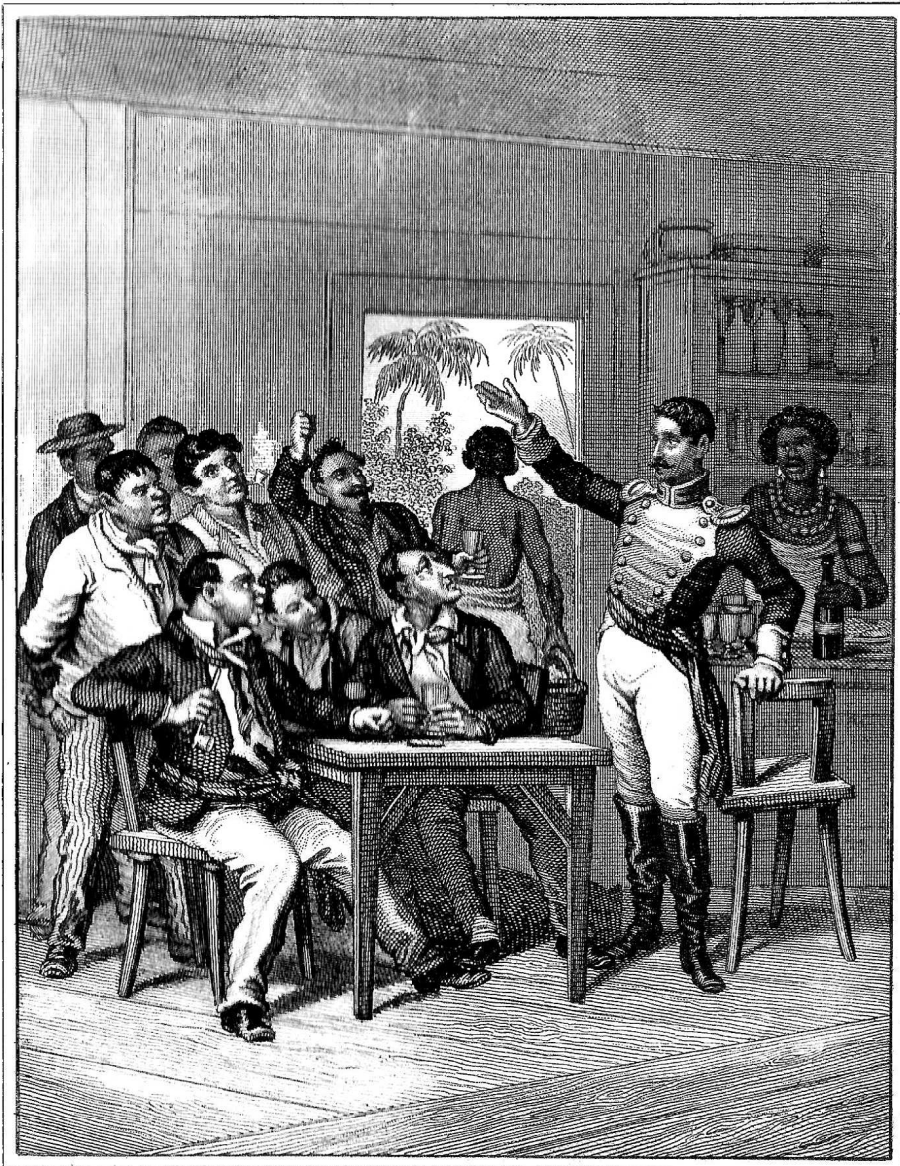
Hatte dieses Geplänkel eine Zeitlang gewährt, so versprachen die Brüder der Regierung eine tüchtige Summe Geldes, wenn sie ihr feindliches Verfahren einstelle; das nannten die Brüder: ihren Frieden mit der Regierung machen.

Die Behörde strich das Geld ein, und Concha und Mariano hatten wieder Freiheit zu neuen Schandtaten.

So hatte gerade damals, als Dr. Livingstone den Zambesi hinauffuhr, wieder ein Kampf zwischen den rebellischen Brüdern und den Regierungstruppen stattgefunden, und man glaubte diesmal sicher, daß es diesen Unmenschen an den Kragen ginge. Aber auch diesmal hatte, zur höchsten Verwunderung eines Offiziers wie Capitano Candido, die Regierung wieder Frieden gemacht, und der Schurke Concha war sogar zum „Capitano“ ernannt worden.

Dem neuernannten Capitano Concha folgte bei seinem Eintritt in den Saal auf dem Fuße ein Häuptling aus dem Njawa-Stamme, namens Kapeni, ein Urbild von Kraft und Gewandtheit. Wenn man von der schwarzen Farbe desselben absah, konnte man denselben sogar einen schönen Mann nennen. Er war gewachsen wie eine Zeder und überragte bei seinen sechs Fuß um Kopfeslänge seinen krummbeinigen Begleiter, den Mulatten Concha. Selbst sein Gesicht hatte nicht den Negertypus, sondern glich mit seiner gebogenen Nase und den feinen Lippen den Bildern der alten Ägypter. Einen eigentümlichen Schmuck trug er auf dem Haupte. In seinem krausen Haare waren unzählige rote Perlen eingefädelt, wodurch sein Kopf einen rötlichen Schimmer bekam.

Die Tetteaner erschrafen nicht schlecht, als plötzlich der berühmte Concha in den Saal trat, gefolgt von dem wilden Njawa-Häuptling in vollem Kriegsschmuck. Obwohl Concha in der Nähe von Tette sein wohlverschanztes Haus (Palisaden) hatte, kam er doch selten mit den Bewohnern des Städtchens zusammen, höchstens um sie zu brandschatzen, und dann blieb er stets außerhalb der



Mauern der Kleinen Festung, weil er nie ein gutes Gewissen hatte.

Es war eine so außerordentliche Begebenheit, daß der blutige Sklavenjäger eine friedliche Tertulia besuchte, daß man nicht wußte, was man davon halten sollte.

Die nicht allzu tapferen Tetteaner gingen deshalb ihrem Gaste scheu aus dem Wege, so oft er auch versicherte, daß er Frieden mit der Regierung gemacht habe, und daß er nur käme, um sich als neuer „Capitano“ zu präsentieren.

Dieser ungemütliche Zustand im Saale währte, bis Dom Manoel feierlichst sich erhob, Concha zur Begrüßung die Hand reichte und ihn einlud, neben ihm zu sitzen, indem er sagte: „Wir sind oft Feinde gewesen, aber jetzt müssen wir Freunde und Bundesgenossen sein, um einen gemeinschaftlichen Feind zu bekämpfen, der uns den Sklavenhandel vernichten will.“

Jetzt war der Zauberbann gebrochen. Jetzt ging ein so lebhaftes Begrüßen los, daß Dom Manoel kaum Capitano Concha fragen konnte, ob er nichts von Dr. Livingstone gesehen und gehört habe, und daß dieser kaum die Antwort Conchas verstand: „Ich habe den Rauch seines Dampfschiffes gesehen und den Knall seiner Büchse gehört.“

Senhor Duerque wollte jedem auseinandersetzen, wie vorteilhaft ein Bündnis mit Capitano Concha sei. Der Seifensieder Ferreira drückte allen die Hände, und Orticoza schrie „Viva!“ um „Viva!“ bis einer nach dem andern zur Erde hinsank und die sonst nächtliche allgemeine Niederlage schon zur Mittagszeit eintrat.

Zulezt waren nur noch auf den Beinen Dom Manoel, Capitano Concha und der Njamahauptling Kapeni.

„Concha,“ sagte der wortkarge Dom Manoel, „wenn du die Pläne Dr. Livingstones und der Engländer zunichte machst, sollst du Donna Inez zum Weibe haben.“

Das schwarze Auge des Mulatten leuchtete in wilder Freude auf. In seinem Herzen brannte eine wilde Leidenschaft für Donna Inez. Er hatte schon die Anmaßung gehabt, um die Hand derselben anzuhalten, war aber damals von dem stolzen Dom Manoel schnöde abgewiesen worden.

„Dom Manoel,“ rief Concha, „um diesen Preis sollen Sie die Köpfe Livingstones und sämtlicher Engländer haben. Was meinst du, Ajawa?“ wandte er sich an den Negerhäuptling Kapeni.

Dieser nickte stolz mit dem Haupte, und zum Zeichen der Kampfbereitschaft rasselte er mit seinem Schilde.

So endete jene denkwürdige Tertulia.

II.

Dr. Livingstones Ankunft in Tette.

Wer hat nicht schon von Livingstone gehört oder gelesen?

In England mag sein Name noch viel populärer sein als bei uns. Denn er war ein geborener Schotte und englischer Untertan und hat im Namen und im Auftrage Englands seine wichtigsten Entdeckungen gemacht. Auch wissen die Engländer mehr als ein anderes Volk große Männer zu schätzen und zu ehren, zumal solche,

die ihrem Nationalstolze schmeicheln und ihrer Weltmacht dienen.

Doch auch in Deutschland ist der Name „Livingstone“ schon geläufig genug geworden. Er gehört zu den Namen, die jeder wissen muß, der, wie man sagt, „auf Bildung“ Anspruch macht, und der je in ein Geographiebuch hineingesehen hat.

Wie mit Amerika der Name Kolumbus verbunden ist, so wird in Zukunft Afrika nicht genannt werden können, ohne daß man Livingstone erwähnt.

Afrika brauchte allerdings nicht erst entdeckt zu werden, wie Amerika. Die Nordküste dieses Erdteils ist so lange bekannt, als man nur von Menschen weiß, und auch die übrigen Küsten und die ganze Gestaltung Afrikas sind schon seit Jahrhunderten erforscht. Aber das Innere dieses Landes war wie ein verschlossenes Buch. Nur spärliche, unzuverlässige Kunde kam durch die Sklavenzüge. Die vielen Jahrhunderte hindurch, während der kühne Menschengeist die weitesten Meere, den ganzen Himmel und alle Gebiete des Wissens durchforschte, blieb dieser Teil der Erde unbekannt. Niemand hatte bei aller Entschlossenheit vermocht, die Gefahren und Schwierigkeiten zu überwinden, die einer Reise in das Innere Afrikas sich entgegenstellten.

Livingstone hat den ersten Weg gebahnt. Er hat zum ersten Male quer das Land von Küste zu Küste durchreist. Ihm sind hernachmals viele andere gefolgt, und jetzt gibt es Afrikareisende die Hülle und Fülle, auch viele Deutsche darunter, aber Livingstone hat den Vorzug vor allen. Einmal ist er der erste Entdecker, und dann trieb ihn etwas anderes als Ruhmessucht oder etwa der Dienst der Wissenschaft. Ihn trieb die

warme, rechte christliche Bruderliebe zu den unwissenden, unglücklichen Bewohnern dieser weiten Landstriche.

Er war Reisender und zugleich Missionar. Sein Bestreben ging darauf hinaus, dem Licht der Kultur und des Christentums einen Weg zu bahnen in jene finstern, unbekanntem Reiche. Er wollte nicht sowohl der Kolumbus, als der Apostel Inner-Afrikas werden.

Zu der Zeit, da Dr. Livingstone in unserer Erzählung austrat, war er schon der berühmte Mann, dessen Name in aller Munde lebte. Da hatte er bereits seine kühnen Reisen mitten durch die Wüsteneien Südafrikas nach der West- und Ostküste gemacht, da hatte er den Nyami-See entdeckt und die wunderbar großartigen Viktoria-Fälle, (großartiger als der Niagara-Fall in Amerika), am oberen Zambesi im Makololo-Lande geschaut, da war er auch schon einmal in Tette gewesen.

Damals hatten die Tetteaner Dr. Livingstone, der so völlig erschöpft ankam, daß er kaum noch das Städtchen erreichen konnte, mit großer Gastfreundschaft aufgenommen. Damals war aber auch Dr. Livingstone nur als der unschädliche Forscher und Reisende bei ihnen eingekehrt, damals hatte er nicht den ausgesprochenen Plan, den Sklavenhandel zu vernichten.

Dr. Livingstone war seitdem in England gewesen und hatte über seine Reisen berichtet. Seine Berichte aber und seine neuen Pläne und Gedanken hatten dort so ungeteilte Begeisterung hervorgerufen, daß England Livingstones Sache zu seiner eigenen machte und die englische Regierung es übernahm, seine Ausrüstung zu der neuen Expedition zu bestreiten.

So kam er diesmal im Auftrage der englischen

Regierung und mit bestimmt ausgesprochenen Plänen den Zambesi herauf.

Genauer, zum Teil mit seinen eigenen Worten ausgesprochen, war sein Plan folgender: Er hielt eine große Handelsstraße in das Innere des Weltteils für die notwendigste Bedingung alles Erfolgs. Längs dieser Straße sollten Missions- und Handelsstationen errichtet werden, die Unterricht und Verkehr in das Land hinein brächten.

„Ich habe einen doppelten Zweck im Auge,“ sagte er wörtlich, „ich suche die Wohlfahrt dieser Heiden zu unserem eigenen Besten. Wir müssen die Afrikaner ermutigen für unsere Märkte zu arbeiten, das ist nächst dem Evangelium das beste Mittel sie zu heben.

Sie mögen uns Rohstoffe für unsere Fabrikate liefern. Ihre Länder eignen sich besonders für die Baumwollenkultur, man gebe ihnen guten Samen und die Gewißheit des Absatzes, und sie werden sofort unsere Freunde sein. Sie erkennen ohne Schwierigkeit, wie viel vorteilhafter es sei, die Kattune und andere hochgeschätzte europäische Waren gegen Landesprodukte anstatt gegen lebendes Menschenfleisch einzuhandeln. Durch ordentlichen Handel würden selbst die durch Bekriegung feindselig gewordenen Küstenvölker sich zu Freunden machen lassen, der Sklavenhandel würde schnell ein Ende nehmen, und die Negerstämme könnten in den allgemeinen Völkerverband mit aufgenommen werden, in welchem kein Glied leiden kann, ohne daß es die andern mitfühlen.“

Das ist die Sprache eines hochherzigen Mannes, das ist die Gesinnung eines echten Missionars, der es gewiß nicht an Großartigkeit fehlt. Denn es gilt ihm einen ganzen Weltteil zu erobern, aber er will diesen

Eroberungszug der Gesittung und des Christentums nicht machen mit Feuer und Schwert, sondern in der einen Hand den Palmzweig des friedlichen Verkehrs und in der anderen Hand die heilige Schrift.

In dem wasserreichen Zambesi mit seinem ungeheuren Stromgebiet glaubte nun Dr. Livingstone die gesuchte Handelsstraße in das Innere, die ihm so notwendig deuchte, gefunden zu haben.

Auf dem breiten Rücken dieses Stromes sah er schon im Geiste buntbeslaggte Schiffe auf- und niederfahren und ein reiches Verkehrsleben sich entwickeln bis in unbekannte Fernen hinaus, und ebenso sah er auf den gesunden und fruchtbaren Gebirgsebenen, die sich längs des Stromes hinzogen, zahlreiche Handels- und Missionsstationen emporblühen, die sich rasch zu Städten entwickelten. Er hörte schon im Geiste die Kirchenglocken schallen in jenen Gegenden, die bisher nur das tiefe Gebrüll des Löwen und den Trompetenton des Flußpferdes gehört hatten.

Der nächstliegende praktische Zweck der diesmaligen Reise Livingstones war also Erforschung des Zambesi und seiner Nebenflüsse, inwieweit sie schiffbar seien, und die Gründung einer Missionsstation auf den prächtigen Maganja-Bergen.

Die Freigebigkeit der englischen Regierung hatte Dr. Livingstone ein eigenes Dampfschiff für seine Fahrten auf den afrikanischen Flüssen bauen und durch Ihrer Majestät Kolonialdampfer „Pearl“ an die Mündung des Zambesi bringen lassen.

Das war ein unschätzbares Geschenk für Dr. Livingstone. Derselbe hatte bisher zu seinen Reisen das langweiligste aller Transportmittel, den „Ochsenkarren“, gehabt.

Der Ochse ist das einzige Zugtier, das die Strapazen einer Landreise in Südafrika überdauert. Und im langsamsten Ochsenschritt, von denen zwölf Paare hintereinander an den Karren gespannt waren, und von denen zur Aushilfe und zum Proviant noch eine Herde folgte, ging er damals durch die endlosen Steppen jenes Welttheils und durch die glutheißen, kahlen Felsgebirge. Livingstone mußte dabei noch froh sein, wenn die so notwendigen Ochsen Nachts nicht eine Beute der Löwen und bei Tage ein Opfer der berüchtigten Tsetsefliege wurden, deren giftiger Stich unheilbar jene Tiere tötet, dem Menschen dagegen merkwürdiger Weise nichts schadet.

Das war nun alles anders auf dem Dampfschiffe, das, abgesehen von der bequemen und raschen Fortbewegung, einen trefflichen Transport bot für Lebensmittel, Instrumente, Waffen und Tauschartikel und dabei einen sicheren Rückzug und eine geschützte Schlafstätte gewährte mitten in der schrecklichen Wildnis.

Das Dampfschiff selbst aber, wie es dahinrauschte auf jenen Wogen, die bisher nur die Baumföhne der Eingebornen getragen hatten, seinen Dampfchlott ausgießend in die Palmwälder und das Dickicht der Manglebäume, stellte gleichsam den Boten der nahenden Zivilisation dar.

Auf dem Deck des Dampfers stand die hohe, sehnige Gestalt Dr. Livingstones in der Reihe seiner Reisegenossen, des unermüdblichen Dr. Kirk, seines Bruders Charles Livingstone und Thorntones. Er begrüßte nach mehrjähriger Abwesenheit wieder sein liebes Afrika.

Es sind wunderbare Gefühle und Empfindungen, die den Nordländer beim Eintritt in die Tropenwelt immer wieder ergreifen. Dr. Livingstone vergleicht sie

mit den Gefühlen und Empfindungen, welche der erste Mensch gehabt haben mag beim Eintritt in den Garten Eden, und sagt: „Er hat den Fuß in eine neue Welt gesetzt, ein anderes Reich des Daseins liegt vor ihm; alles, was er sieht, jeder Ton, der sein Ohr trifft, hat die Frische und den Reiz der Neuheit. Die Bäume und Pflanzen sind neu, die Blumen und die Früchte, die Tiere, die Vögel, die Insekten sind wunderbar und seltsam, der Himmel selbst ist neu, indem er in Farben erglüht oder mit Sternen funkelt, wie man sie in nördlichen Gegenden nie erblickt.“

Selbst ein langjähriger Afrikareisender wie Livingstone konnte sich des Eindrucks nicht erwehren, als er wieder in den Sonnenglanz und die üppige Farbenpracht des Südens hineinschaute.

Vor ihm, in der Sumpfniederung des Zambesi, dehnte sich das unübersehbare Dickicht der Manglebäume, deren Stämme in der Flutzeit direkt auf dem Stromspiegel zu stehen schienen, dagegen bei der Ebbe durch ihre hochgehenden Wurzeln wie auf Stützen ruhten. Zwischen den Manglebäumen hindurch drängten sich ungeheure Farrenkräuter und Palmsträucher und von Zeit zu Zeit wildwachsende Dattelpalmen und Limonen, und während der Uferrand mit schattenreichen Hibiskusarten wie übersät war, ragten nur vereinzelt, gleich fernen Kirchtürmen, die durch ihre Schlinggewächse sonderbar gestalteten Pandanen oder Schraubenpalmen hervor.

In den dunklen Wäldern hallten die lebhaft fröhlichen Gesänge der Königsjäger, und auf grasreichen Waldwiesen weideten Büffel, Warzenschweine und zahlreiche Antilopen und kümmerten sich nicht im geringsten

um das dampfende, schraubende Ungetüm, das den Zambesi heraufkam.

Dagegen unterbrach ein prächtiger Fischhabicht, der auf dem Gipfel eines Manglebaumes sein Morgenfrühstück einnahm, erschreckt seine Mahlzeit und begab sich, seine großen Schwingen weit ausbreitend, rasch auf die Flucht. Reiher und bunte Eisvögel flogen schreiend auf und ließen sich einige hundert Schritte weiter nieder, um wieder aufzufliegen. Ein glänzender, feinhörender Ibis, der mit seiner Familie behaglich im Schlamm wadete, flog unter dem Kreischen seines lauten, rauhen, höhnischen Ha! Ha! Ha! lange weg, ehe die Gefahr nahte.

Auch wurde hier und da die schwarze Gestalt eines Eingeborenen auf einem Baumfahne sichtbar, aber sobald er das Dampfschiff bemerkte, verschwand er in dem dunkeln Baumdickicht.

Das war der erste Gruß am Zambesi.

Das Manglebaum-Sumpfland lag bereits meilenweit hinter den Reisenden. Zu beiden Seiten des Flusses dehnten sich weite Grasebenen aus mit dem üppigsten, schwarzen Boden, wo das Gras zu einer Höhe aufwuchs, daß man kaum die weidenden Büffel und Zebras bemerken konnte. Auf den Inseln, die der breite Strom dort bildete, zeigten sich unzählige Gänse, Löffelreiher, Flamingos; häßliche Krokodile glitten beim Geräusche des nahenden Dampfes von dem niedrigen Ufer in die Tiefe des Wassers, und vom Tages Schlaf aufgeschreckte Flußpferde bekundeten ihre Achtsamkeit, indem sie ihre gräßliche Schnauze in die Höhe streckten und einen fagott-ähnlichen Ton hinaustrumpeteten.

Da zeigten sich hinter Bananen und Kokospalmen die ersten menschlichen Hütten der Eingeborenen, die

wegen des feuchten Untergrundes auf Pfählen standen und mit Leitern bestiegen wurden. Reiche Felder mit Reis und treffliche Gärten mit Bataten, Kürbissen, Kohl, Zwiebeln und Erbsen umgaben die Hütten.

Die dort wohnenden Schwarzen, die mit den weiter oberhalb wohnenden Portugiesen im Verkehre standen oder deren Leibeigene waren, zeigten keine Furcht vor den Weißen. Nachdem sie den Dampfer angeschaut und sich über die kräftigen Zaubermittel (sie verstanden darunter die Dampfkraft) der Weißen sattfam gewundert hatten, mit denen dieselben sogar Schiffe treiben konnten, erwachte der den Negern angeborene Handelsgeist, und sie riefen: „Malonda, Malonda!“ „Etwas zu verkaufen!“ indem sie ihr Geflügel und ihre Gemüse zum Verkaufe anboten.

Allmählich tauchten auch portugiesische Niederlassungen und Städtchen auf, die des Fiebers wegen, das in den feuchten Niederungen herrschte, mehr den Gebirgen zu lagen.

Neben Tette waren die bedeutendsten Städtchen Schupanga und Senna, obgleich keines von allen im eigentlichen Sinn bedeutend genannt werden konnte.

In Schupanga stand ein steinernes, einstöckiges Haus am Zambesi, das Dr. Livingstone wegen seiner schönen Lage wohlgefiel. Mit seiner Vorderseite blickte es über einen grünen Grasgarten, der mit Mangofruchtbäumen besetzt war, nach dem breiten, stillwogenden Strom und seinen sonnigen Inseln. Mit seiner Nordseite dagegen schaute es über üppige Felder und dunkle Palmenwälder hinaus in die mächtigen Morambala-Gebirge hinein, deren letzte Gipfel hoch in den weißen Wolken und im blauen Himmel verschwinden.

Warum dieses schöngelegene Haus auf Dr. Livingstone einen so mächtigen Eindruck übte, konnte er damals nicht ahnen. Einige Jahre später mußte er es. Dort hat er Afrika das schwerste Opfer seines Lebens gebracht.

Einige hundert Schritte von diesem Hause entfernt liegt die am Fieber verstorbene Gattin Dr. Livingstones, fern der Heimat, unter einem mächtigen Boabab-Baume begraben.

Auch das Städtchen Senna ist für uns nicht ohne Bedeutung, so langweilig und fiebergefährlich dasselbe auch ist. Man sagt von ihm, daß dort jeder jedenfalls am zweiten Tage das Fieber bekommt, wenn er am ersten demselben zufällig entgeht. Was das Städtchen für uns wichtig macht, ist, daß dort Senhor F. A. Ferrao wohnte, der edelste Mann der ganzen Kolonie.

Dr. Livingstone spricht sich etwa folgendermaßen über ihn aus: „Das Wohlwollen dieses Ehrenmannes ist schrankenlos. Er ist ein Vater der Eingeborenen. Der arme schwarze Fremdling, der durch die Stadt kommt, geht, fast als ob es sich von selbst verstünde, zu ihm, um ihn um Speise zu bitten, und wird nie hungrig fortgeschickt. Von seinen zahlreichen Sklaven ist er mehr der Versorger in Zeiten des Mangels und der Dürre und das patriarchalische Haupt, das ihre Zwistigkeiten schlichtet und sie zum guten weist, als ein strenger Dienstherr.“

Um dieses Einen Gerechten willen könnte man den Portugiesen viel verzeihen.

Erst nach Monaten erreichte endlich Dr. Livingstone Tette. Viele Untersuchungen und Beobachtungen hatten seine Reise verzögert.

Ehe wir jedoch Dr. Livingstone in Tette landen

lassen, müssen wir noch eines Reiseabenteurers erwähnen, das ihm am Beginne seiner Zambesifahrt bei Mazaro unterhalb Schupanga begegnet war.

Dort war Livingstone unvermutet mit seinem Dampfschiffe mitten in eine Schlacht geraten. Phantastisch gekleidete und mit Flinten wohlbewaffnete Schwarze kämpften mit portugiesischen Truppen an dem Ufer des Flusses oder von Rähnen aus.

Die Schwarzen bildeten die Streitmacht Marianos, des Sklavenjägers, Rebellen und Mörders, die in jener Schlacht von seinem Bruder „Concha“ geführt wurde, da Mariano in Mozambique gefangen saß. Es war dieses das letzte Gefecht nach einem fast halbjährigem Kriege. Concha machte kurze Zeit darauf, wie wir schon erzählt haben, mit der Regierung Frieden und wurde zum „Kapitano“ ernannt.

Damals aber hatte Concha Dr. Livingstone gesehen und war durch seine Leute, die mit Dr. Livingstone verkehrten, mit dessen Plänen, den Sklavenhandel zu brechen, vertraut geworden. Obgleich seine Wut schon damals nicht gering gewesen war, hatte er doch keinen Angriff auf das Dampfschiff gewagt aus Furcht vor der englischen Flagge. Da sind wir wirklich nach langer Einleitung so weit, daß wir den „Ma Robert“ (so hieß Dr. Livingstones Boot) in Tette landen lassen.

„Ma Robert“ war das Schiff zu Ehren von Dr. Livingstones Gattin, die die Schwarzen nach ihrem ältesten Sohne Mutter Roberts oder Ma Robert titulierten, genannt worden.

Die Ankunft des Dampfers bewirkte eine ungeheure Aufregung in Tette. Alles Volk, zumal die Schwarzen, stürzte an den Strand. Letztere, die noch niemals ein

Dampfschiff gesehen hatten, waren starr vor Staunen, dann aber ging unter ihnen nach Negerart eine ungeheure Geschwägigkeit los.

Jeder suchte, obwohl er selbst nichts verstand, dem anderen das Wunder zu erklären, indem er mit den Armen die Bewegungen der Dampfschiffsräder nachahmte.

Als Livingstone landete, wurde er besonders freundlich und herzlich von seinen „Matololo“ begrüßt. Diese Leute gehörten einem vorzüglich begabten, kräftigen Stamme im Innern des Landes an. Livingstone hatte dieselben, da ihre Ehrlichkeit und Treue sie vor allen zu Reisebegleitern eignete, von den Viktoria-Fällen nach Lette mitgebracht und sie dort zurückgelassen, als er nach Europa zurückging. Er gedachte wohl im stillen, diese brauchbaren Leute auch auf seinen weiteren Fahrten zu benutzen, wie er es denn wirklich getan hat.

Als diese treuen, anhänglichen Menschen Livingstone erkannten, waren sie geradezu außer sich vor Freude. Einzelne sprangen in das Wasser ihm entgegen. Manche wollten ihn umarmen. Andere aber schrieten: „Rührt ihn nicht an! Ihr werdet seine neuen Kleider verderben.“

Ihr Benehmen wechselte auf eine wahrhaft rührende Weise zwischen Zutraulichkeit und Ehrfurcht. Dr. Livingstone war tief ergriffen. Aus seinen Augen drang ein so mächtiger Strahl voll Liebe, daß er seinem wetterharten Gesichte einen wahren Verklärungsschimmer gab.

Jetzt drängten sich die Anführer des Matololo-trupps heran und ließen Livingstone kaum Zeit, sie zu begrüßen, in ihrem Eifer alles zu erzählen, was sich während der Zeit seiner Abwesenheit ereignet hatte. Sie erzählten, daß dreißig von ihnen an den Blattern

gestorben seien, nachdem sie von den Tetteanern, wie sie meinten, behert worden waren aus reinem Neid, weil anfangs die Sterblichkeit bei den Tetteanern größer gewesen sei als bei ihnen. Außer diesen hatte „Concha“ sechs von den Makololo getötet ohne alle Ursache, vielleicht nur aus Mordgier. Sein Bruder Mariano hatte ja einmal vierzig Sklaven hintereinander niedergestossen.

Niemand war aber in Tette und in der ganzen Kolonie, der gegen diese Menschen Gerechtigkeit übte.

Es war den Makololo in Tette auch in betreff des Lebensunterhaltes nicht besonders gut gegangen, doch hielt es einer der Anführer für seine Pflicht, Livingstone von seiner Armut anzubieten, indem er bemerkte: „Sie hätten etliche Ferkel im Besitz. Sie wünschten freilich, es wären Ochsen, aber es wären nur Ferkel.“

„Möchte der Doktor Ferkel essen?“ fragte er darauf.

Vorwurfsvoll sagte darauf ein anderer: „Warum fragst du denn? wenn er nicht mag, so mögen seine Leute.“

Die Makololo mußten nun den Europäern Platz machen, die gekommen waren, den berühmten Dr. Livingstone zu begrüßen.

An die portugiesischen Behörden war, von England angeregt, durch die Regierung in Lissabon der Befehl gekommen, Dr. Livingstone überall freundlich zu empfangen und zu unterstützen. Diesen Befehl hatte Major Tito A. d'A. Sicard übernommen, dem es eine Lust war, Dr. Livingstone willkommen zu heißen; viel mehr als dem unfreundlichen Gouverneur von Tette, dessen Pflicht es gewesen wäre.

Major Tito A. d'A. Sicard war einer der wenigen Verehrer, die Dr. Livingstone, nachdem er sich in der

Sklavensache so offen ausgesprochen hatte, noch in der Kolonie besaß. Er hatte, Unfreundlichkeiten fürchtend, die Reise von Quilimane nach Tette gemacht, nur um Dr. Livingstone zu begrüßen.

Seiner Vermittlung gelang es auch, daß dem Doktor und dessen Begleitung die „Residenza“ oder das Regierungsgebäude während seines Aufenthaltes in Tette zur Wohnung angewiesen wurde.

Als aber die Tetteaner den Major A. d'A. Sicard, einen der reichsten und einflußreichsten Männer der Kolonie, sich so entschieden für Dr. Livingstone erklären sahen, konnten sie nicht gut zurückbleiben. Sie erinnerten sich plötzlich ihrer früheren Bekanntschaft mit dem Doktor, und so zurückhaltend sie anfangs gewesen waren, so eifrig und feurig wurde jetzt die Begrüßung.

Wir bemerken auch alte Bekannte unter den Grüßenden.

Da sah man den hochadligen Dom Sabino Nardi, der mit seiner langen, ausgetrockneten Gestalt alle überragte, wie er mit pomphaften Worten seine „erbärmliche Hütte“ (so bezeichnete er sein stattliches Haus) und „seine geringe Habe“ (so nannte er seinen Reichtum) Dr. Livingstone zu Füßen legte.

Da war der bewegliche Senhor Querque, der jedem aus der Reisegesellschaft schwur, er würde es als die größte Beleidigung ansehen, wenn man an seiner „geringen Schwelle“ vorüberginge, ohne einzukehren.

Da war der glatte Senhor Ferreira, der sich bemühte, eines jeden Hand zu erwischen und zu drücken, da war der dicke Senhor Maldonado, der zu Ehren Dr. Livingstones schwitzte, als säße er in einem römischen Bade, und der sangreiche Senhor Driccoza, dem stets ein viva auf den Lippen schwebte.

Dom Manoel allein ließ sich nicht sehen. Er stand finsternen Gesichtes auf der Veranda seines Hauses und beobachtete, von schattigen Palmen verborgen, mit verbissenem Grimme die Empfangsszene.

„Erbärmliche Schurken!“ knirschte er mit den Zähnen und stampfte mit dem Fuße auf. „Wie sie vor dem schottischen Windhunde knabuckeln, die noch vor ein paar Tagen seinen Untergang beschworen haben.“

Er hatte eine laute Vermünschung auf seinen Lippen, als er, erschreckt durch ein Gelächter in seiner Nähe, plötzlich verstummte.

Als er sich umschaute, trat aus dem Dickicht des Parks die dunkle Gestalt seines neuerwählten Schwiegersohnes, des Mulatten „Concha“, zu deutsch „Tigerkätz“.

Der nicht sehr empfindliche Dom Manoel konnte sich doch eines leichten Schauders nicht erwehren, wenn er sich diesen Menschen als den künftigen Gemahl seiner zarten Tochter „Inez“ dachte. Er glich, wie er sich aus dem Dunkel der Bäume hervorwand, auf das Haar einer schleichenden, lauernenden „Tigerkätz“ und machte damit nur seinem Namen alle Ehre.

„Dom Manoel, ich muß über Euren Ärger lachen,“ sagte der Mulatte. „Kennt Ihr denn Eure eigenen Landsleute nicht? Verlangt Ihr etwas anderes von ihnen, als daß sie schwätzen, zappeln und gestikulieren? Und doch besitzt jeder dieser vor Freude schwänzelnnden Senhors sein Teil Tücke, Bosheit und Gift, und sie würden mit dem größten Vergnügen Dr. Livingstone haumeln sehen und würden selbst gern ein Steinchen ihm in den Weg werfen, wenn nur keine persönliche Gefahr für die feigen Hunde damit verbunden wäre.“

„Bei uns bleibt es Ernst?“ fragte Dom Manoel mit einem forschenden Blick.

Statt der Antwort grinste Concha ihn mit einem Lächeln an, das die ganze Reihe seiner glänzenden Zähne enthüllte, und zog auf bedeutsame Weise einen scharfblickenden Dolch hervor.

„Doch“, sagte er, den Dolch wieder einsteckend, „ich muß jetzt selbst hinunter, um ihn zu begrüßen.“

Mit diesen Worten entfernte er sich schnell, aber Manoel bekam eine plötzliche Angst.

„Nur hier nicht. Nur hier nicht!“ rief er dem Enteilenden nach. Allein Concha war verschwunden.

III.

Eine nächtliche Unterredung.

Man darf sich unter der Residenzia oder dem Regierungsgebäude in Tette, das Dr. Livingstone als Wohnung angewiesen worden war, nicht etwa ein palastähnliches Gebäude denken ähnlich den öffentlichen Bauten in unseren Hauptstädten. Es war ein viereckiges, steinernes Haus, das Dach mit Schilfgras bedeckt, der Boden mit Steinen gepflastert und in den Fensteröffnungen statt Glasscheiben Rattunvorhänge.

Aber trotz der fast übergroßen Einfachheit vertauschten Dr. Livingstone und seine Begleiter gern die heiße Kajüte des Dampfschiffes mit dem weiten, kühlen, luftigen Saal der Residenzia und waren Major Sicard höchst dankbar für seine Vermittlung.

Es war Abend geworden, eine köstlich erfrischende Luft wehte durch das Tal nach dem heißen Tage und drang stromweise in den Saal, wo die Reisenden beim kräftigen Mahle saßen und auf die Töne der „Marimba“ lauschten, die einer der Makololo spielte, während ein anderer in schnell verfertigtem Liede Dr. Livingstones Taten und die Freude über seine Ankunft besang. Es war kein Meisterpiel, denn die „Marimba“ war ein gar einfaches Saiteninstrument, wo ein ausgehöhlter Kürbis den Resonanzboden bildete, und es war auch kein Meistergesang, und keine Meisterdichtung, aber es war die natürliche, gutgemeinte Huldigung eines treuen, frohbewegten Herzens, und so nahm es auch der tiefgerührte Livingstone hin.

Das Lied war noch nicht ganz zu Ende, als eine Störung stattfand durch einen späten Gast, der Dr. Livingstone zu sprechen wünschte.

Einer der auf der Terrasse lagernden Makololos brachte, auf den Beinen schleichend, Dr. Livingstone eine Visitenkarte.

„Ah willkommen, willkommen!“ rief Dr. Livingstone, einen Blick auf die Karte werfend, „Senhor Candido! Ich habe mich schon gewundert, ihn heute noch nicht gesehen zu haben.“

Er war aufgesprungen, um seinem Gaste entgegen zu gehen, fuhr aber erstaunt zurück, als die ihm fremde und hohe Gestalt des Kapitano Candido ihm entgegentrat.

„Senhor Candido?“ fragte er höchst verwundert.

„Ja Kapitano Candido,“ antwortete dieser.

„Sie müssen mein Erstaunen entschuldigen,“ sagte Dr. Livingstone höflich. „Ich dachte einen alten Be-

kannten begrüßen zu dürfen, den Kaufmann Candido, den ich bei meinem letzten Aufenthalte in Tette kennen lernte, und der mir von großem Nutzen war, da er eine größere Vertrautheit mit den Sprachen der einzelnen Stämme in dieser Gegend und auch eine bessere Kenntniss des Landes besaß als alle anderen.“

„Den Kaufmann Candido werden Sie nicht mehr empfangen können, denn derselbe ist seit einigen Monaten tot,“ erwiderte der Offizier. „Doch da der Name ‚Candido‘ bei Ihnen einen so guten Klang hat, darf ich mich vielleicht einer freundlicheren Aufnahme erfreuen. Mein Besuch ist nämlich nicht eine bloße Höflichkeitsform, sondern ich habe Ihnen Dinge von der höchsten Wichtigkeit mitzuteilen, die ein gewisses Vertrauen auf meine Person verlangen.“

Mit Kapitano Candido war in den wenigen Wochen, die seit jener Morgentertulia in Tette verflossen waren, eine merkwürdige Veränderung vorgegangen. Der tiefgehende Schmerz über den Verlust seiner Braut hatte furchtbar zerstörend auf ihn eingewirkt. Seine kräftige Gestalt war sichtlich abgemagert, seine Haltung sonst der Ausdruck seines entschlossenen, kühnen Wesens, war gedrückt und gebeugt, sein Auge hatte den Glanz verloren, und sein Gesicht war bleich und von unsäglichem Schmerze durchzuckt.

Er war seiner Braut, der Tochter Dom Manoels, mit seinem treuen, ehrlichen deutschen Herzen in inniger, starker Liebe zugetan. Seiner „Inez“ für immer zu entsagen, war darum für ihn ein Kampf, der ihm an das Leben ging.

Schon im ersten Augenblick erschien ihm diese Entsagung als das schwerste Opfer seines Lebens, aber

dieses Opfer wurde ihm je länger desto schwerer und der Kampf immer härter.

Er hatte ehrlich gekämpft bis jetzt. Er war ein leidenschaftlicher, tollkühner Löwen- und Elefantenjäger. Um zu überwinden, war er mit einigen Schwarzen acht Tage lang durch Wälder, Sümpfe und Wälder gestreift. In der Aufregung der Jagd konnte er wohl einen Augenblick sich selbst vergessen, aber in der Einsamkeit des Abends und der Nacht kam der Schmerz desto gewaltiger über ihn.

Das engelgleiche Bild seiner Braut verließ ihn weder mitten im wildesten Dickicht noch am einsamsten Elefantenlager. Es wurde weder verscheucht durch das wütende Schnauben eines Nashorns noch durch das drohende Gebrüll eines Löwen.

So kehrte Kapitano Candido trostlos wieder nach Lette zurück, aber um dort noch größerem Leiden zu verfallen.

Der satanischen Bosheit und der Heimtücke eines Dom Manoel war es nicht genug, das Lebensglück des jungen Mannes zertreten zu haben. Er wollte ihn ganz vernichten. Das konnte nicht im offenen, ehrlichen Kampfe geschehen. Kein Portugiese der Colonie hätte den Mut gehabt, sich Capitano Candido gegenüberzustellen. Aber von Hinterrücks einen Streich zu führen, war ihre Art.

Und so geschah es, daß, als der Kapitän zurückkehrte, er eine Ordre vorfand, wonach er sich auf eine feuchte, niedrige Insel im Zambesi in der Nähe von Senna begeben sollte, als Wachtposten gegen die Zulu oder Sandeens. Durch die Vermittlung ihres Gouverneurs,

der ein Bruder des Generalgouverneurs war, hatten die Kaufleute von Tette diese saubere Verletzung erlangt.

Die Verletzung dorthin war nämlich so gut wie ein ausgesprochenes Todesurteil. Kein Europäer konnte länger als eine Woche auf solcher Fieberinsel aushalten, ohne dem Klima zu unterliegen.

Capitano Candido erhegte, als er seine Ordre las. Er fürchtete den Tod nicht. Er hatte demselben tausendmal furchtlos in das Auge geblickt im Kampfe mit wilden Tieren oder in blutigen Schlachten und Gefechten. Aber ein frischer, ehrlicher Soldatentod war etwas anders, als in Gesellschaft von ein paar jämmerlichen Schwarzen und Verbrechern, aus denen das Militär in der Kolonie bestand, am heimtückischen Sumpffieber elendiglich umzukommen. Vor einem so trostlosen Tode zitterte der lebensmutige, hochstrebende Jüngling.

Neben der Militärordre lag ein Brief seiner Mutter, der ebenfalls während seiner Abwesenheit angelangt war. Es war das Antwortschreiben derselben auf die Verlobungsanzeige ihres Sohnes.

Wie freute sich die gute Mutter über das Glück ihres Kindes, sie hatte vor einiger Zeit ihren Mann und ihren ältesten Sohn, der auch Kaufmann war, durch den Tod verloren, und sie hing nun mit ganzer Liebe an dem Kapitän.

Ach wie zitterte das Mutterherz in seliger Wonne, wenn es an die in Aussicht stehende Rückkehr ihres Sohnes dachte und an den Augenblick, wo er ihr die süße Braut in die Arme legte.

Unter dem Schmerze über die Enttäuschung, die seiner armen Mutter bevorstand, brach der starke Mann zusammen. Er schluchzte laut, und unter rinnenden Tränen

rief er: „O Mütterlein, es kommt anders. Keinen Sohn und keine Braut, sondern einen eiskalten Todesschein wirst du empfangen. Dann wird auch dein Herz brechen. O! O! O!

Aber damit waren die Prüfungen des Kapitän's noch nicht zu Ende. Am Abend des Tages seiner Heimkehr wurde ihm ein Briefchen seiner Braut heimlich zugestellt, worin dieselbe bei seiner Liebe und Ehre ihn beschwor, sie zu retten.

Ihr Vater habe sie als Mordpreis Concha zugesagt. Lieber aber, als die Gattin des Ungeheuers zu werden, wolle sie sich in den Fluten des Sambesi begraben. Sie sei in Verzweiflung. Capitano Candido solle sie entführen. Sie würde ihm getrost folgen, wohin er wolle. Ihr Vater habe kein Recht mehr an sie, nachdem er sie als Mordpreis einem Mörder übergeben wolle.“

Der Brief brachte dem armen Kapitän eine neue, noch schrecklichere Aufregung. Er kämpfte einen langen, unentschiedenen Kampf zwischen seiner angeborenen Ehrenhaftigkeit und dem Ungefüg und Tatendurst seines jugendlich feurigen Wesens. Es entsprach ganz seinem sich zu kühnen Abenteuern neigenden Sinn, die Braut durch ein Wagestück dem grausamen Vater zu entführen und sie durch wüste Einöden, durch wilde Tiere und wilde Völker, vielleicht nach dem Kapland hin, zu flüchten. Allein mußte er nicht dazu vom Heere desertieren, raubte er nicht gerade dem Manne sein Kind, den er des Menschenraubs bezüchtigt hatte, und durfte er es je wagen, vor dem reinen Auge seiner Mutter als Deserteur und Mädchenräuber zu erscheinen?

Und doch war alles so furchtbar ernst. An sein Leben dachte er nicht mehr, aber es handelte sich um

das Leben seiner Braut. Immer wieder sah er die geliebte Gestalt, wie man sie mit langhängenden, nassen Haaren aus dem Strom zog, und wie ihn die gebrochenen Augen anlagten und ihn fragten: „Ist das deine Liebe? ist das deine Ritterlichkeit?“

Von immer neuen Zweifeln überwältigt wurde er immer wieder in neuen Kampf geworfen. Düster schweigend saß er da, tagelang nichts essend und nicht schlafend. Am nächsten Morgen hatte er zwar ein Schreiben von seiner Braut erhalten, worin sie den ersten Brief völlig widerrief, und worin sie erklärte: der Wahnsinn hätte ihr den Brief diktiert, sie denke nicht an Selbstmord und würde unter keiner Bedingung in eine Entführung willigen, aber war damit die Gefahr vorbei, konnte die Not der Stunde nicht gleichen Wahnsinn gebären?

Erst die Nachricht, daß Dr. Livingstone in Lette angekommen sei, rüttelte ihn wieder auf. Er rüstete sich sofort ihn aufzusuchen.

Indessen darf man nicht der Vorstellung Raum geben, als habe der Capitano Candido bei seiner Eile, Dr. Livingstone aufzusuchen, die Absicht gehabt, ihn zum Vertrauten seiner Leiden zu machen und ihn zum Ratgeber in seiner Verlegenheit zu gebrauchen. Der Kapitän war einer jener zurückhaltenden, stolzen Naturen, die weder von ihren Taten noch von ihrem Leiden viel Wesens machen, und von deren Verdiensten, wenn sie sie selbst auszuposaunen hätten, nie jemand etwas erfahren würde.

Wie sollte er, der gewohnt war sich niemand anzuvertrauen, nun gerade dem, um dessen Verteidigung willen er alles litt, sein Herz ausschütten? Sollte er ihm die Verantwortung von dem, was geschehen war,

zuschieben? Sollte er sein Mitleid, sein Bedauern herausfordern? Nein und abermals nein! Sein stolzes Herz litt lieber allein, selbst wenn es darüber brach.

Er sann sogar darüber noch im Gehen nach, wie er es einrichte, daß kein Wort oder eine zufällige Bemerkung ihn verrate.

Was ihn so augenblicklich zu Dr. Livingstone hintrieb, war die persönliche Lebensgefahr dieses Mannes, die er mit Schauern aus dem Briefe seiner Braut herausgelesen hatte.

Die Angst um seine Braut hatte ihn die Sorge um die Rettung Dr. Livingstones ganz vergessen lassen. Aber als ihm dessen Name genannt wurde, fiel es ihm brennend heiß auf die Seele, was er versäumt habe. Es war ihm fast zumute, als hätte er einen guten Kameraden in Not und Tod allein gelassen.

War er nicht durch sein Eintreten für die Sklavensache gleichsam Dr. Livingstones Kampfgenosse geworden? Und war er nicht bereits das erste Opfer, das für die Sache gefallen war? Sollte auch Dr. Livingstone fallen, jener große, edle Mann, der allein die Befreiung der schwarzen Stämme vollführen konnte? Nein, dieses Bubenstück sollte Dom Manoel und den Tetteanern nicht gelingen. Da wollte er noch rechtzeitig warnen. Darum eilte er.

Der Makololo-Jüngling spielte draußen auf der Terrasse noch immer die „Marimba“. Das melodische Klingen der Saiten mischte sich auf eine wundersame Weise mit dem leisen Rauschen des wasserreichen Stromes und dem Flüstern des Abendwindes, der durch die Blätter der Manglebäume und Palmen dahinfuhr. Sonst herrschte tiefes Schweigen. Nur aus weiter

Ferne hörte man zeitweise dumpf ein heiseres Gebrüll. Es war jenseits des Stromes in den fernen Gebirgswaldungen ein hungriger Löwe oder ein Leopard, der nächtlicher Weile auf Beute ausging. Dann tönte der gellende Todesschrei des gefallenen Opfers, auf eine erschreckende Weise den Mord und den Kampf zeichnend, der unter der scheinbaren Ruhe einer Tropennacht verborgen liegt.

Das Feuer, das auf der Herdstelle des weiten Saales der Residenzia brannte, war frisch angefacht. In der Nähe dieses Feuers, etwas abseits von den übrigen Genossen, saß Dr. Livingstone mit Capitano Candido in eifrigem Gespräche, und beide hörten nichts vom Klingen der Marimba und vom Rauschen des Stromes und vom Todesschrei im Walde.

Der Kapitän sprach im dringendsten Flüstertone. Er sprach von der gefährlichen Wut der Tetteaner, die ihren Sklavenhandel und ihre ganze Existenz bedroht sähen. Er sprach von dem verruchten Mordplane und dem Preis, der auf Dr. Livingstones Haupt gesetzt sei. Von dem Preis aber sagte er nicht, daß es seine eigene teure Braut sei, für die er jeden Tropfen seines Blutes vergießen könnte.

Dagegen nannte er den Mörder und schilderte dessen Macht und Einfluß, dessen Blutdurst und dessen Gleichgültigkeit gegen Menschenleben und flehte zuletzt Dr. Livingstone an, um der guten Sache willen vorsichtig zu sein. Auf jedem seiner Schritte laure Mord.

Dr. Livingstone hatte während dieser Mitteilungen, obwohl ihm eine fährwahr nicht zu verachtende Lebensgefahr so nah und unvermutet vor Augen gestellt wurde, nicht einen Augenblick die heitere Ruhe seines

Wesens und das freundliche Lächeln um seinen Mund verloren.

„Senhor Capitano“, sagte er jetzt, diesem warm die Hand drückend. „Ich danke Ihnen von Herzen für Ihr außerordentliches Wohlwollen und schätze Ihre Nachricht nicht gering. Aber die mir drohende Gefahr soll mich doch nicht einen Fuß breit von meinem Plane abbringen.“

Mit dem Tode bin ich vertraut und fürchte ihn nicht. Wie sollte auch ein Afrikareisender nicht mit dem Tode vertraut sein, der ihn überall umgibt? Jeder Sonnenstrahl kann sein Mörder werden, selbst diese labende Abendkühle. Im Wasser gähnt ihn der Tod mit weitem Krokodilsrachen an; im Walde kommt er ihm mit Löwengebrüll entgegen. Die Luft atmet todbringende Fieberdünste aus, und der Boden brütet giftiges Gewürm. Hinter jedem Felsstück kann der Pfeil eines Eingeborenen lauern, und jedes Nachtlager unter ihnen kann ein blutiges Ende haben.

Was will da noch die Kugel eines einzelnen Mörders viel bedeuten? Was vermag überhaupt der Mordplan und das verbrecherische Vorhaben eines Menschen? Ist nicht Afrika auch ein Stück von Gottes Vaterhaus, wo Gottes Auge wacht und Gottes Hand alles leitet? Gott ist ein guter Hausvater, der strenges Hausrecht führt, und der nimmer duldet, daß seinen Freunden und Dienern gegen seinen Willen etwas geschieht.

Lieber Senhor Capitano, mein Vertrauen ist unendlich groß, und deshalb bin ich der Furcht geradezu unzugänglich.

In Gottes Namen habe ich das Werk begonnen.

In Gottes Namen führe ich es weiter. Es ist Gottes Werk, das ich treibe. Sein heiliger Sohn hat gesagt: ‚Gehet hin in alle Welt und lehret alle Völker und taufet sie im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes.‘

Ich bin gegangen. Ich bin weiter gegangen als andere. Ich habe das ‚Gehet hin‘ zu meinem Lebensberuf gemacht. Das Christentum bedarf auch der Wegrichter, der Bahnmacher.

Wie Christus den Johannes den Täufer zum Vorläufer hatte mit dem bestimmten Auftrag: ‚Bereitet dem Herrn den Weg und machet seine Steige richtig, so bedarf die Predigt des Evangeliums auch einen Vorläufer. Damit das Christentum Einzug halten kann, muß ihm erst der Weg bereitet werden. Ich darf nun wohl sagen: Gottes Gnade hat mich zu einem Pfadfinder in dem dunklen Afrika gemacht, daß das Licht der Wahrheit und das Wasser des Lebens kommen mag.

Nachdem mich Gott so hoch begnadigt hat, sollte ich einen Augenblick zaudern oder mich auf meinem Weg beirren lassen? Wäre nicht jedes ängstliche Zagen ein Zeichen von Zweifel an Gottes Größe und Macht und dem Vermögen zu helfen?

Es ist zwar eine furchtbare Wahrheit, die einer aussprach: ‚Die Schwarzen machen sich Flöten aus den Gebeinen der Missionare.‘ Gut! wenn es Gottes Wille ist. Aber ohne Gottes Willen geschieht nichts, und darum ist auch alles Wüten der Feinde und sind alle ihre listigen Anschläge vergebens.

Mir ist bei alldem zumute wie Ihrem Luther, als er sang:

Und wenn die Welt voll Teufel wär,
Und wollt'n uns gar verschlingen,
So fürchten wir uns nicht so sehr,
Es soll uns doch gelingen!
Der Fürst dieser Welt,
Wie sauer er sich stellt,
Tut er uns doch nichts;
Das macht, er ist gericht't;
Ein Wörtlein kann ihn fällen."

Dieser einfach kindliche, aber in seiner Einfachheit großartige Glaubensmut des Missionars schlug verwandte Saiten in der kühnen Brust des Offiziers an. Sein Auge leuchtete und voll Bewunderung blickte er auf den heldenmütigen Mann. Das war wirklicher Mut, ein Mut, der tausendmal mehr wert war als die gewöhnliche Entschlossenheit und Kühnheit.

Dr. Livingstone war der veränderte Gesichtsausdruck des jungen Mannes aufgefallen. Er schaute genauer nach demselben hin und sagte: „Ich weiß nicht, junger Herr, mir ist, als könnte ich eine ganze Leidensgeschichte aus Ihrem Gesichte herauslesen. Sie wollen Rettung bringen und bedürfen vielleicht selbst der Rettung und Hilfe.

„Lassen Sie mich!“ sagte dumpf der Offizier. „Ich bin ein verlorener Mann.“ „Ein verlorener Mann?“ sagte in strengerem Tone Dr. Livingstone. „So kann kein Mensch sagen, so lange noch ein Gott im Himmel lebt.

„Sehen Sie einmal hier!“ Dr. Livingstone entblößte den Oberarm und zeigte verschiedene Narben.

„Das hat ein Löwe getan,“ sagte er. „Ich lag unter seiner Tazze. Ich sah in die blutigen Augen des von meinem Schuß gereizten Tieres. Ich spürte

seinen heißen Atem. Keine wirksame Hilfe war da. War ich nicht ein verlorener Mann? Und doch sitze ich gesund und munter neben Ihnen.

Ich will Ihnen die Geschichte näher erzählen.

Ein Dorf der Bakatla wurde von einem alten, verschmitzten Löwen, der selbst bei Tage in die Herden brach, geradezu ausgeplündert. Die Leute waren völlig mutlos und glaubten nach ihrem Aberglauben, ein feindlicher Stamm hätte ihnen den alten Würger auf den Hals geschickt, um sie zugrunde zu richten.

Da beschloß ich das Raubtier zu töten, um den armen Leuten wieder aufzuhelfen.

In Begleitung verschiedener Bakatla ging ich auf die Jagd. Wir trieben den Löwen auch bald auf, und derselbe kam für mich schußrecht.

Allein ich verwundete ihn nur, das wütende Tier stürzte sich auf mich und riß mich zu Boden, während die feigen Bakatla flüchteten.

So lag ich unter des Löwen Taze, meinen gewissen Tod erwartend, da machte einer der fliehenden Bakatla eine Bewegung, als wenn er ihn schießen wolle. Das war mein Glück. Nun warf sich der Löwe, mich verlassend, auf diesen Unglücklichen und auf noch einen andern, der sich mit der Lanze verteidigen wollte.

Er verwundete übrigens nur beide. Dann brach er selbst, vom Blutverlust geschwächt, leblos zusammen.

Sie sehen, lieber Senhor, man kann unter der Taze eines Löwen liegen und ist doch kein verlorener Mann. O wenn ich Ihnen den festen, unwandelbaren Glauben an die wunderbare Hilfe Gottes geben könnte!"

Die beiden saßen noch lange zusammen. Das Feuer im Saale war verlöscht. Die hell funkelnden

Sterne leuchteten zur offenen Thür herein. Da schritt die hohe Gestalt des Offiziers durch die schlafenden Makololo hin. Er war wie umgewandelt. Er hatte sein volles Herz dem teuren Gottesmanne ausgeschüttet und ein volles Maß von Kraft und Trost dafür empfangen.

Als er aber vor die Thür der Residenzia trat, sah er zwei schleichende Gestalten, die vor seinem Anblick flüchteten. Die Bestätigung seiner Warnung. Er will ihnen nach, aber sie erreichten vor ihm den Zambesi und warfen sich in einen dort bereit stehenden Kahn.

„Concha!“ — murmelte Senhor Candido. „Feiger, elender Mörder! Aber dir wird es nicht gelingen, dem Gesandten Gottes etwas anzuhaben.“

IV.

In Dom Manoels Comptoirstube.

Dom Manoel besaß in der Hauptverkehrsstraße von Tette ein langes, scheunenartiges Gebäude, dessen schmale Front ein Verkaufsladen bildete mit daranstoßendem Comptoir und Geschäftslokal. Die übrigen Räumlichkeiten, in die nur durch kleine, vergitterte Maueröffnungen etwas Licht und Luft drang, waren Warenmagazine, und eine weite, düstere Halle, in der die aus dem Innern des Landes kommenden und nach Quilimane bestimmten Sklaventransporte untergebracht wurden. Man konnte diese Halle füglich auch unter die Warenmagazine rechnen. Denn Sklaven waren in Tette auch nur Waren.

Der Kramladen war nicht sowohl für die Bedürfnisse der portugiesischen Kolonisten, als vielmehr für die Schwarzen berechnet. Dom Manoel hätte es für unter seiner Würde gehalten, Krämerei für Weiße zu treiben, aber die Schwarzen auszubeuten, daraus machte er sich kein Gewissen.

Sein Laden enthielt darum alle Artikel, die zum Tauschhandel mit den Schwarzen notwendig waren. Bare Münze war in jenem Teile Afrikas nicht üblich, sondern es wurde im Handel Ware gegen Ware getauscht. Vorzüglich wurde von den Schwarzen verlangt Kattun, Glasperlen und Branntwein. Kattun war das gebräuchlichste. Für einige Ellen Kattun kaufte man ganze Zentner Elfenbein, Reis, Tabak, auch Sklaven.

Den Schwarzen ist alles feil. Sie sind geborene Handelsleute. Eine solche Handelslust belebt sie, daß sie lieber einen geringen Preis für ihre Waren hinnehmen, wenn sie nur ein paar Stunden länger handeln und schwatzen dürfen.

Dom Manoels Laden war der besuchteste. Er hatte einen Mulatten, der es trefflich verstand, mit den Schwarzen umzuspringen. Derselbe ließ sie ruhig fortgehen. Er wußte, sie kamen nach einigen Stunden wieder. Dann bot er ihnen nur die Hälfte des vorher bedungenen Preises und bekam es auch richtig.

Dom Manoel war reich, ungemein reich. Das Elfenbein und die Sklaven hatten ihn reich gemacht. Aber deswegen war seine Gier nicht gestillt. Im Gegenteil wuchs dieselbe mit seinem wachsenden Wohlstande.

Die Unerfättlichkeit, und dadurch der Untergang alles besseren im Menschen, ist der Fluch des Reichwerdenwollens, wie der Apostel Paulus an seinen Schüler

Timotheus schreibt: „Die da reich werden wollen, fallen in Versuchungen und Stricke und viele törichte und schädliche Lüfte, welche versenken die Menschen ins Verderben und Verdammnis. Denn der Geiz ist eine Wurzel alles Übels.“

Dom Manoel war in die Stricke des Reichthums gefallen, und das Übel des Geizes hatte ihn zu einem hartgesottenen Bösewicht gemacht. Nur ein Lichtfunke hatte lange noch in seiner dunklen Seele geglimmt. Das war die Liebe zu seinem einzigen Kinde, zu der schönen, sanften Inez. Doch selbst diese Liebe war im Erlöschen, und zwar durch die Verblendung, die ihm sein habfüchtiges Herz eingab. Er glaubte sein Kind glücklich zu machen, wenn er es reich machte.

Ach er ahnte nicht, wie er durch sein Streben und seine Worte, die nur Gelderwerb atmeten, das Gemüt seiner Tochter marterte. Sie haßte das Geld, das mit der Freiheit und dem Leben von Tausenden von Schwarzen erkaufte war. Alles, was die Sklaverei anging, wurde ihr ein Greuel, und als sie das Treiben ihres Vaters zu durchschauen begann, erfaßte sie eine Art Grauen vor demselben, so sehr ihr kindlicher Sinn sich dagegen sträubte.

Sie fühlte sich wie erlöst, als sie sich auf die treue Schulter ihres edlen, ritterlichen Candido stützen durfte. An der festen Hand ihres geliebten Verlobten gedachte sie für immer dem Schrecken ihrer Heimat zu entfliehen.

Siehe, da sollte ihr plötzlich die einzige Stütze ihres Lebens, die Liebe ihres vereinsamten Herzens, das süße Glück aller ihrer Gedanken und Gefühle, der Stern und der Mittelpunkt ihres steten Hoffens und Sehns, geraubt werden, und sie sollte dafür einem Ungetüm,

einem hundertfachen Mörder, dem berüchtigsten Sklavenhändler, in die Arme geworfen werden.

Entsetzen packte sie.

Ähnlich mochte sie fühlen, wie der hochgebildete, fein führende Mann, den ein ungerechtes Gericht unschuldig zur Galeerenstrafe verurteilte, wie dieses häufig genug bei religiösen und politischen Wirren, besonders in Frankreich vorkam, und der nun mit einem wahren Ungeheuer von Verbrechen, Laster, Rohheit und Gemeinheit lebenslänglich zusammen geschmiedet wurde, von dessen immerwährender, grauenhafter Nähe nur der Tod befreite.

In jener furchtbaren Stimmung entstand der erste Brief, den sie ihrem Verlobten schrieb und um unbedingte Rettung bat.

„Fort, fort um jeden Preis!“ war der Verzweiflungsschrei der bis zum Wahnsinn gesteigerten Angst.

Den Morgen darnach war sie jedoch schon ruhiger. Jetzt tat es ihr leid, daß sie jenen Brief fortgeschickt hatte, und sie schrieb den zweiten Brief, worin sie die Aufforderung zur Entführung und ihre Selbstmordgedanken widerrief.

Sie sagte sich, daß ein Gott lebt, der niemand über seine Kraft versuchen läßt, und der Mittel und Wege weiß zur Rettung aus der Hand des Gottlosen.

Sie wollte dulden und harren. Vielleicht änderte sich sogar der grausame Wille ihres Vaters.

Noch an demselben Tage versuchte sie einen Sturm auf sein Herz.

Zu seinen Füßen liegend und seine Beine umflammernd flehte, schluchzte und jammerte sie, daß es einen Stein erbarmt hätte. Der alte Sklavenhändler,

obwohl gewöhnt an Jammerzzenen aller Art, blieb auch nicht ganz unempfindlich. Es war ja sein einziges Kind, das so zu ihm aufschrie in der tiefsten Not seines Lebens. Doch bald gewann die Überlegung wieder bei ihm die Oberhand.

„Das ist Weiberart so“, sagte er sich. Sie trösteten sich bald wieder. Sie wird ja reich werden und darum glücklich.

Dom Manoel war sonst ein klug berechnender Kopf, allein über seine Tochter täuschte er sich sehr. Den Schmerz über den Verlust ihres Verlobten und den Abscheu vor Concha konnte sie nicht überwinden.

Vielmehr nagte die ständige Herzensqual an ihrem Leben und ihrer Gesundheit. Sie glich einer welkenden Blume, der man Licht und Nahrung entzogen hat.

Dom Manoel sah es, aber statt Mitleid empfand er nur Ärger — Ärger über seine Tochter, Ärger über Concha, Ärger über Candido, Ärger über Livingstone, Ärger über die Engländer, über die ganze Welt.

Diesen seinen Ärger trug der alte Kaufmann meistens in sein Comptoirstübchen. Dort war sein „Prozectchen“. Dort vergaß er ihn oft in der Arbeit oder in der Überrechnung seiner Reichtümer. Übrigens hallten ebenso oft die Wände wieder von seinen schrecklichen Vermünschungen und Flüchen.

Es wollte dem Alten nichts nach dem Kopfe gehen.

Der Plan, Livingstone zu ermorden oder wenigstens seine Wirksamkeit zu unterbrechen, war bis jetzt vollständig gescheitert.

Ungehindert von den verräterischen Zetteanern war derselbe den Schire-Fluß hinaufgegangen, den bedeutendsten Nebenfluß des Zambesi, und hatte den

Schirma=See und weiterhin den Nyassa=See entdeckt und auf den Hochlanden zwischen Schire und Zambesi das Volk der Mangandja näher kennen gelernt, das zur Kultur besonders geschickt schien.

Die Mangandja waren sehr gewerbtätige Leute. Sie bearbeiteten das Eisen, flochten Körbe, woben Baumwolle und trieben Ackerbau und hatten den Friedensboten, als welcher Livingstone gar gern auftrat, mit ungemeiner Freude aufgenommen.

Von da war Livingstone wieder nach Tette zurückgekehrt und war mit seinen Makololo den Zambesi hinauf zu den Viktoriasfällen ins Makololo=Land gereist, um seine alten Reisegefährten, d. h. die dies wollten, wieder nach ihrer Heimat zu bringen. Viele der Makololo hatten ihn aber nicht verlassen, sondern waren bei ihm geblieben.

Darauf war Livingstone wieder nach Tette zurückgekehrt und jetzt auf einer zweiten Expedition in die Mangandja-Hochlande begriffen.

Concha schäumte vor Wut. Alle seine Anschläge wurden vernichtet. Da sein Überfall in der Residenzia durch Capitano Candido gestört worden war, hatte er dort persönlich nichts weiteres unternommen, aber er hatte den Njawa-Häuptling Kapeni Livingstone auf seinen Reisen nachgesandt, daß derselbe seiner Spur folge und ihm bei passender Gelegenheit einen vergifteten Pfeil ins Herz schieße. Eine Kugel wäre sicherer gewesen, aber der Njawa sollte keine Flinte benutzen, um nicht den Verdacht auf die portugiesischen Kolonisten zu lenken.

Der Njawa war auch Livingstone wie ein Schweißhund gefolgt in die Mangandjaberge hinein bis zum Nyanza=See hin.

Oft wenn die Reisegefährten müde von den anstrengenden Märschen auf ihr Lager hinsanken, das sie sich gewöhnlich im Freien in der Nähe eines Dorfes, wo sie Lebensmittel bekamen, unter einem riesenhaften, breitästigen Boabab-Baume bereiteten (in die Dörfer selbst ließen die Mangandja selten die Reisenden zur Nachtzeit ein), dann umschlich die Arglosen gleich einem lauernden Raubtier die schwarze Gestalt des Mörders.

Hell beleuchtete die Flamme des Lagerfeuers den auf das weiche Gras hingestreckten, süß schlummernden Livingstone. Einige zwanzig Schritte entfernt stand der Njawa-Häuptling unsichtbar im tiefen Schatten des Baumes. Sein Gesicht war verzerrt, seine Augen blitzten, auf dem Bogen lag der Giftpfeil. Ein Ruck der Hand, und der Mordplan war ausgeführt.

Warum tat der Njawa diesen Ruck nicht? Hatte ihm nicht Concha versprochen die beste Büchse in der ganzen Kolonie nebst Pulver und Blei und außerdem hundert Ellen Kattun und das schönste Perlenhalsband: lauter große weiße Wachsperlen mit goldenem Schloß? Ein zweites gab es nicht unter allen Häuptlingen.

Für so reiche Geschenke hätte der Wilde hundert seinesgleichen um das Leben gebracht. Warum zögerte er bei dem einzigen Weißen? Fürchtete er die Rache der Engländer?

Kapeni sollte sich fürchten, der Tapferste unter den tapferen Njawa-Kriegern? Er, der Schrecken seiner Feinde, der gefeierte Held vieler Lieder, sollte sich ängsten, vor einem fremden, waffenlosen Mann?

„Wer sollte den schnellsten Fuß im Gebirge einholen, oder seiner Spur nur folgen?“

In der That hing das Leben des teuren Mannes

nur an einem Faden. Ein Ruck der Mörderfaust, und es war wie der Blitz vom Himmel, der keine Spur auf seiner Bahn zurückläßt.

In den Zeitungen hätte gestanden: „Der berühmte Missionar und Reisende Dr. David Livingstone ist auf den Magandjabergen von den Wilden meuchlerisch ermordet worden.“ Keine Spur hätte zu Concha hingeführt oder in die Comptoirstube Dom Manoels.

Warum aber geschah es nicht? Capeni hat selbst später das Geheimnis gelöst.

„Die Medizin des weißen Mannes war zu mächtig,“ sagte er.

Die Schwarzen dort glauben nämlich an geheime Kräfte und Zaubermittel, die aus Pflanzen und Wurzeln gezogen werden, an Einwirkungen böser Geister und böser Menschen, die ihre Macht über andere ausüben. Dieses alles nennen sie Medizin und gebrauchen dagegen einen Gegenzauber, den sie „Fetisch“ heißen. Diesen „Fetisch“, der bald ein Horn, bald ein Bild, bald sonst ein Gegenstand ist, der sich als besonders heilkräftig erwiesen hat, beten sie aber nicht an, wie man oft fälschlich hört (die Schwarzen sind keine Gözendiener, haben auch keinen Tempel), sondern sie werfen ihn einfach weg, wenn sie sich in seiner Heilkraft getäuscht haben.

Das aber, was sie unter „Medizin“ verstehen, spielt in ihrer Religion eine Hauptrolle, denn es ist eben alles Unbekannte, was irgend eine Wirkung ausübt, und was ist diesen Leuten nicht unbekannt?

Mit Medizin kann einer den Regen verhindern, mit Medizin kann einer dem andern ein Gebrechen anheben. Alles Übel in der Welt ist Medizin, die von einem oder dem andern hervorgerufen ist. Aber auch

die Dampfkraft, die Livingstones Schifflein trieb, war Medizin. Selbst die Verstorbenen können sie gegen die Lebenden gebrauchen. So rief ein Mann, der Kopfweh hatte: „Mein verstorbener Vater zankt mich aus, ich fühle seine Gewalt in meinem Kopfe.“

In ähnlicher Weise sah Kapeni in der außerordentlichen Hochachtung, die ihm die Persönlichkeit Livingstones einflößte, einen Zauber, der auf ihn ausgeübt wurde. Hier mußte „Medizin“ vorwalten, sonst war es ihm unbegreiflich.

Der wilde Njawa hatte Livingstone sein Abendgebet verrichten sehen. Diese Stämme aber beten nicht, obwohl sie an ein höchstes Wesen „Njambe“ glauben und an eine Art Fortdauer nach dem Tode. Sie haben den „Fetisch“, der für alles aufkommen muß. Sie brauchen kein Gebet.

Als nun der zum Mord sich anschickende Kapeni Livingstone auf die Knie hinsinken sah, die gefalteten Hände und die Augen gottergeben zum Himmel emporgerichtet, und hörte die feierlichen, andachtsvollen Worte in fremder Sprache aus seinem Munde und gewahrte, wie die anderen gleichfalls betend niedersanken, ergriff es ihn mit wunderbarer Gewalt. Er ließ den schon gespannten Bogen heruntergleiten und blickte ängstlich zum Himmel empor.

Später erzählte er: „Der weiße Mann hat ‚Medizin‘ vom Himmel heruntergerufen, die fuhr mir wie Ameisen über den Rücken und machte meine Knie schlottern. Er ist ein großer Zauberer. Selbst im Schlaf hält er meine Hand fest, daß ich den Pfeil nicht abdrücken kann.“

Lange kämpfte die abergläubische Furcht des Häupt-

lings mit der Begierde nach dem Perlenband und der Büchse. Endlich siegte der Aberglaube.

Das Herz voll Grauen eilte er in die „Palisade“ Conchas (so nannte man dessen wohlverschanzte Wohnung), um seinem Verbündeten alles zu erzählen und ihn um kräftige Arzeneien als Gegenmittel anzugehen.

Concha empfing den Ajawa durchaus nicht höflich. Er war über dessen Feigheit im höchsten Grade entrüstet.

„Schließet die Tore!“ rief er seinen Leuten zu. „Der Hund muß sterben.“ Er griff nach seiner Büchse.

Aber Kapeni sprang gewandt über die Palisadenverschanzung hinweg und entfloh. Eine ihm nachgesandte Kugel traf ihn nicht.

Concha blieb in einer fürchterlichen Stimmung zurück. Er hatte mit Sicherheit auf den Erfolg der Sendung Kapenis gerechnet. Was nun weiter?

Der Mulatte besaß, so gut wie der Neger, seinen Teil Aberglauben, und diese ständige Vereitelung seiner Anschläge schreckte ihn.

Es gehört überhaupt eine furchtbare Mördernatur dazu, einen mehrmals verfehlten Mordplan immer wieder von neuem aufzunehmen. „Meinetwegen kein Blut!“ brummte er. „Aber, Himmel und Hölle mögen sich verschworen haben, ins Verderben muß der Engländer.“

In seinem teuflischen Hirn hatte er bald einen neuen Anschlag ausgedacht, der leicht Livingstone und seinen Gefährten gefährlicher werden mochte als der Mörder Kapeni.

Durch seine Verbindung mit den Stämmen der Schwarzen brachte Concha es fertig, die Wegweiser zu bestechen, daß sie Livingstone irreführten. Einmal in die Irre gebracht in jenen unwegsamen, menschenleeren,

öden Gebirgsgegenden, die sich in der Nähe des Schirma-Sees finden, war es selbst für einen Livingstone unwahrscheinlich, dem sichern Untergange zu entgehen. Allein die treuen Makololo machten.

An einer einsamen Stelle trat der Makololo-Häuptling Masakasa zu Livingstone und sagte, auf den Führer hindeutend: „Dieser Bursche ist schlecht, er will uns ins Unglück bringen; mein Speer ist scharf, und hier ist niemand; soll ich ihn in das lange Gras werfen?“

Ein zustimmender Wink Livingstones, und der verräterische Schwarze hätte seinen letzten Atemzug getan, aber Dr. Livingstone sagte zum größten Erstaunen des Makololo ein gebieterisches „Nein!“

Der Schwarze konnte den weißen Mann nicht begreifen, der an seinem Feind nicht Rache nahm und ihn unschädlich machte, sondern sich damit vollständig begnügte, die böse Absicht desselben zu vereiteln.

Aber Dr. Livingstone sagte mit feierlicher Stimme zu ihm: „Der Gottes-Sohn hat gesagt: Liebet eure Feinde, segnet die euch fluchen, tut wohl denen, die euch hassen, bittet für die, die euch beleidigen und verfolgen; auf daß ihr Kinder seid eures Vaters im Himmel. Denn er läßt seine Sonne aufgehen über die Bösen und über die Guten und läßt regnen über Gerechte und Ungerechte.“

In dem Auge des Schwarzen blitzte es, als wenn er angeweht wäre von dem Liebeshauch des Christentums. Aber Conchas Anschlag war wiederum vernichtet.

Dieser geriet in eine unbeschreibliche Wut, als er es erfuhr. Er machte sich nun selbst auf, um in das Gebirge zu gehen. Er wollte persönlich handeln. Und siehe da: es gelang diesmal, was anderen nicht

gelingen wollte. Die Giftsaat ging auf, die sein verderbensinnendes Hirn ausgedenkt hatte.

Dom Manoel in seiner finsternen Comptoirstube in Tette hatte keine Ahnung von den Erfolgen und Siegen, die sein Verbündeter persönlich errungen hatte, sonst wäre er vergnügter gewesen. Er wußte nur von den Mißerfolgen Conchas, die ihm genug zu schaffen machten.

Alle finsternen Geister der Hölle schienen in seiner finsternen Stube vereinigt zu sein, um den alten Mann zu martern und zu ängsten. Auch die jüngsten Nachrichten über Capitano Candido wollten ihm nicht gefallen und machten ihm viel Unruhe.

Capitano Candido war schon längst nach Senne abgegangen, um sich auf seine Station zu begeben, wo die „Sumpflust Tod atmet.“ Allein er war nicht, wie die braven Tetteaner wünschten, dem verderblichen Klima erlegen, sondern hatte sich zu neuen Ehren und Würden emporgeschwungen.

Das beunruhigte Dom Manoel desto mehr, da der Kapitän vor seiner Abreise ihm eine offene Erklärung zugesandt hatte: er würde, wenn er am Leben bliebe, auf jede Weise seine Mordpläne zu kreuzen suchen.

In demselben Schreiben hatte Candido auch die Verzichtleistung auf seine Braut Dom Manoel gegenüber wieder zurückgenommen, indem er sagte: Dom Manoel hätte das Recht gehabt, ihn als Schwiegersohn zu verwerfen, aber er habe nicht das Recht, seine Tochter als Mordpreis einem Scheusal in die Arme zu werfen. Er, der Kapitän, nehme deshalb sein Recht als Verlobter und natürlicher Beschützer von Donna Inez wieder in Anspruch und werde sie gegen jede Ver-

gewaltigung von Dom Manoels und Conchas Seite zu schützen wissen.

„Eitler Brählhans!“ hatte damals Dom Manoel verächtlich gesagt, allein, da während dessen Capitano Candido sich durch das Verdienst seiner Thaten zum Major emporgeschwungen hatte und die Kaufleute von Senna für denselben beim König in Lissabon um einen besonderen Königsdanf eingekommen waren, erschienen die Worte dieses Mannes von ganz anderem Gewichte.

Senna, das nach Berechnung der Feinde des Kapitans Grab werden sollte, war die Stätte seines Ruhmes geworden.

Dieser kleine, aber von reichen Kaufleuten bewohnte Ort — auch der reiche, gute Senhor A. S. Ferrao, an den Candido von Dr. Livingstone ganz besonders empfohlen war, wohnte ja dort, wie wir wissen — wurde sehr von einem benachbarten kriegerischen Kaffernstamme bedrängt. Diese Zulus oder Landeens, wie sie sich nannten, hatten vor Zeiten Senna erobert und die Bewohner der Stadt auf die Inseln im Zambesi verjagt. Vierundfünfzig Bürger waren bei dem Überfall erschlagen worden. Die Zulus waren nach der Plünderung der Häuser und Kirchen wieder abgezogen, und die flüchtigen Bewohner waren wieder zurückgekehrt, aber die Kaffern betrachteten sich von der Zeit an als Herren von Senna und Schupanga und forderten ihren jährlichen Tribut.

Jedes Jahr zur bestimmten Zeit erschienen sie in hellen Haufen und führten in den Straßen der Stadt so lange ihre wilden Kriegstänze auf, bis ihre höchst unbescheidenen Forderungen erfüllt waren.

Die Sennaer seufzten unter dem unleidlichen Druck. Denn die Zulus wußten nur zu gut, wie viel und wie

einträgliche Geschäfte in dem Jahre ein Sennaer Kaufmann gemacht hatte, und erhöhten demgemäß den Tribut.

Abhilfe war aber von Seiten der Kolonialregierung nicht zu erwarten, und so mußten die Kaufleute jedes Jahr mit Ach und Weh wieder in den Geldbeutel steigen und sich in die Landplage schicken, so gut es eben ging.

Diese tributfordernden, kriegstanzenden Zulus waren nun gerade in Senna, als Capitano Candido mit seinem Truppenhaufen dort ankam. Candido war, ohne viel zu fragen, sofort hinter ihnen her und gab ihnen einige so wohlgezielte Salven, daß dieselben ihre langen, nackten Beine statt zum Tanzen zum Laufen und Springen benutzten.

Mit der Flucht dieses Haufens war aber die Sache nicht abgetan. Es stand zu erwarten, daß die Zulus jetzt mit voller Kriegsmacht heranzögen, um den ihnen angetanen Schimpf durch furchtbare Greuel zu rächen.

Die Sennaer lebten deswegen in nicht geringer Angst und schimpften weidlich über den unbesonnenen Kapitän, der ihnen die schreckliche Gefahr auf den Hals geladen hatte. Aber Senhor Candido war der Mann, ein angefangenes Werk auch durchzuführen.

Er sammelte alle Schießwaffen, die nur aufzutreiben waren und bewaffnete damit alle Schwarze und Weiße in Senna und Schupanga, die nur Waffen tragen konnten.

Dieser ungeübte Haufen hatte allerdings nur die Aufgabe, durch immerwährendes Schießen und Lärmen die Zulus, sobald sie einen Einfall machten, zu schrecken, während zu gleicher Zeit eine entschlossene Schar unter des Kapitäns persönlicher Anführung dem Feind in die Flanken fallen sollte.

Wie vorhergesehen, rückten die Zulus in einem ganzen Heere gegen Senna vor, wurden aber stutzig, als sie das Gewehrgeknatter hörten und die Menge der aufgestellten Leute sahen.

Diesen Moment benutzte Capitano Candido zu einem raschen Überfall, und er manövrierte so glücklich und tat solche Heldentaten, daß die Zulus es für besser hielten, sich, nachdem sie eine gehörige Schlappe empfangen hatten, zurückzuziehen und vor der Hand ihre Nase nicht wieder in Senna hineinzustecken.

Der Dank der Sennaer Kaufleute war grenzenlos. Durch ihre Vermittlung und Befürwortung des Gouverneurs wurde Senhor Candido zum Major ernannt. Sein Ruhm erscholl in der ganzen Kolonie.

Dom Manoel hatte durch seine Handelsverbindungen zuerst in Tette Kunde von diesen Ereignissen; aber er erzählte niemand davon, seiner Tochter aber erst recht nicht.

Doch dieser hätte er auch nichts neues erzählt. Sie hatte Briefe von ihrem Verlobten. Ihr Mut fing an sich neu zu beleben. Indessen sollte ihre Freude von kurzer Dauer sein.

Eines Morgens saß Dom Manoel finster in seiner finstern Comptoirstube. Seine ewig brennende Cigarillo war ihm ausgegangen, so bestürmten ihn seine Gedanken über Altes und Neues. Da trat sein Nachbar Senhor Ferreira herein.

Er reichte Dom Manoel seine stets bereiten Hände und rief: „Noch immer nichts Neues, Festes, Bestimmtes über die Engländer, die den Zambesi und den Schire hinauf sind?“

Dom Manoel schüttelte schweigend den Kopf.

„Da bereitet sich wieder etwas vor, was uns Unheil bringt. Gebet nur Achtung! Ich habe es voraus gesagt. Das läuft so sicher wie mein Leben auf eine englische Kolonie hinaus. Man sagt, anstatt des ‚Mac Robert‘, der zugrunde gegangen wäre, hätten sie zwei neue Dampfer mitgebracht. Auch Weiber sind dabei. Man spricht von der Frau Livingstone, die auch angekommen wäre.

Der Teufel hole diese langbeinigen, hungrigen Engländer. Wenn sie sich einmal hier festgesetzt haben, schnappen sie uns ganz sicherlich alle fetten Brocken vor der Nase weg und lassen uns das Nachsehen.

Wo dieses fischblutige Volk nur hinriecht, erwächst Unglück fuhr uns.

Der schwarze Regendoctor sagt: An der Dürre, die das ganze Land verheert, sei niemand schuld, wie die Engländer. Solange die Dampfschiffe auf dem Sambesi gingen, könne er keinen Regen mehr machen. Seine ‚Medizin‘ sei nicht stark genug. Es wäre möglich, daß wir noch alle mit Mann und Maus verhungerten.“

Diese Bemerkungen waren dem hochwohlweisen früheren Seifensieder bitterer Ernst. Der Aberglaube war eine Eigentümlichkeit der Tetteaner. Dieselben übertrafen darin sogar noch die Schwarzen und lernten von diesen.

Wie z. B. die Schwarzen keine Mangobäume pflanzen, von deren trefflichen Früchten sie oft Monate lang leben, weil sie fürchten, wer einen Mangobaum pflanze, müsse sterben, so pflanzen die Tetteaner keinen Kaffee, obwohl sie ihn sehr gern trinken. Kaffeepflanzen bringe kein Glück, sagen sie.

Dom Manoel hatte darin einen freieren Blick. Er

sagte zu Senhor Ferreira: „Das ist es nicht, Nachbar. Wir werden schon Regen bekommen, auch ohne den Regendoctor und trotz der Engländer. Was ich an den Engländern fürchte, ist ihre Verrücktheit. Da hat alles, wie man sagt, seinen ‚Spleen‘. Jetzt schreien sie alle dort gegen den Menschenhandel und die Sklaverei, wie sie einmal eine Zeitlang gegen den Branntwein geschrien haben und in alle Welt ihre Mäßigkeitsapostel geschickt haben. Das hat alles dort seine Zeit. Aber bis dahin werden wir hier unser Teil zu leiden haben. Denn gerade hierhin schicken sie ihre verrücktesten Kerle.“

Während der letzten Worte war der kleine, bewegliche Senhor Querque hereingetreten, oder besser hereingesprungen.

„Wie gehts? wie stehts?“ sprang er von dem einen der Herrn zu dem andern. „Ich habe Nachrichten, und keine schlechten. Die Engländer gründen keine Handelskolonie, wie wir vermuteten. Es gibt bloß eine Missionsstation. Der Bischof Makenzie und eine Anzahl Missionare haben sich auf den Magandjabergen niedergelassen. Missionare bah! Wird nicht viel werden.“

Dom Manoel schüttelte düster den Kopf und sagte: „Kaufleute wären mir lieber gewesen. Die englischen Kaufleute haben doch noch eine Art Verstand und lassen mit sich reden, aber die Missionare sind die Verrücktesten von allen. Nehmet nur den Livingstone. Der ist auch ein Missionar.“

Senhor Querque machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand und sagte: „Dom Manoel, ihr werdet zugestehen, daß unsere Jesuitenpaters auch tüchtige Missionare waren. Ich bin vor einigen Monaten, da ich der Spur Livingstones nach dem Oberzambesi folgte,

droben in ‚Zumbo‘ gewesen, wo sie vor Zeiten eine Missionsstation unter den Schwarzen hatten. Wo ist alles hin? Mich hat es geschaudert, als ich die Verwüstung sah.

Da steht noch weit drinnen in Afrika eine einsame Kapelle. Man weiß nicht, wo sie herkommt mitten im finstersten Heidentum. Daneben liegt eine zerbrochene Kirchenglocke. Die ekelhafte Hyäne hat mitten im Heiligtum ihr Lager aufgeschlagen und Nachtulen nisten in dem zerfallenden Mauerwerk. Dornsträucher und Stachelgewächse wachsen zu dem Fenster heraus. Die weiße Ameise arbeitet in unzähligen Scharen an der gänzlichen Zerstörung. So wird es auch bald auf den Magandjabergen aussehen. Zersprungene Glocken und zerfallende Gebäude.“

„Die schwarzen Tiere hier taugen nicht zu Christen, sondern nur zu Sklaven.“

„Ich weiß nicht“, sagte Dom Manoel. „Ich traue diesen verrückten Engländern alles zu. Die wissen selbst das Unmögliche möglich zu machen.“

In diesem Augenblick hörte man Conchas schallende Stimme, die nach Dom Manoel fragte.

Concha war, wie wir wissen, nach den Magandjabergen gereist und jetzt über ein halbes Jahr abwesend gewesen. Was brachte er? Wieder Mißerfolge? Die drei Kaufleute sahen sich in höchster Spannung an.

Da erschien schon die breite Gestalt des Mulatten in der Türe. Sein grinsendes Gesicht glänzte vor Frohlocken und Siegesfreude!

„Gewonnen! Gewonnen!“ rief er.

Es geht doch nichts über einen klugen Kopf. Wer den Witz dazu hat, kann sich alles dienstbar machen.

Als der Livingstone hierher kam, fiel euch das Herz in die Schuhe. Ihr dachtet, es sei alles verloren.

Wisset ihr, wer jetzt unser bester Bundesgenosse beim Sklavenhandel ist? Das ist Dr. Livingstone. Ihr glaubts nicht? Ich verdanke es euch nicht. Er glaubt es wahrscheinlich selbst nicht. Er darf es auch niemals erfahren. Und doch ist er es. Wir haben ein stilles Kompagniegeschäft.

Ha ha ha! Ich muß lachen über eure dummen Gesichter. Nun ich will Mitleid mit euch haben und euch das Rätsel lösen. Die Sache ist einfach die: Er tut die unbekanntten Länder auf, und ich führe den Sklavenhandel dort ein.

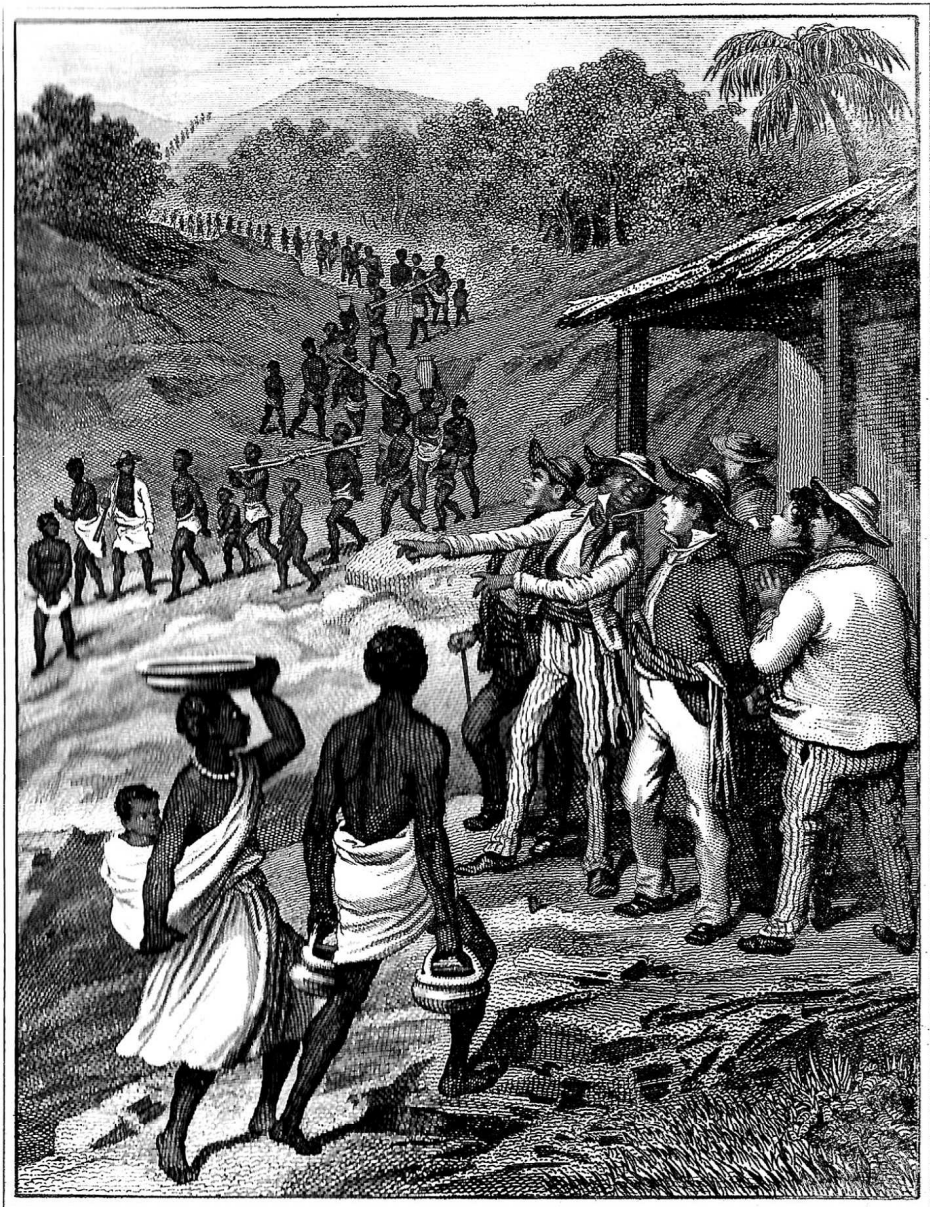
Versteht ihr es jetzt? Und wollet ihr sehen, wie rentabel die Mangandjaberge geworden sind, die er für uns entdeckt hat, dann kommt nur vor die Türe. Ich habe euch etwas zu zeigen.

Als die Kaufleute neugierig vor die Türe traten, sahen sie einen ungeheuren Sklavenzug gleich einer riesenhaften schwarzen Schlange sich die Berge herabwinden. Seine Spitze hatte schon Tette betreten, und noch sah man das Ende nicht.

„Das kommt alles von den Magandjabergen,“ sagte Concha, sich brüstend. „Gestehet, daß Livingstone uns ein Goldlager entdeckt hat!“

„Du bist ja ein Teufelskerl,“ meinte Dom Manoel, im ganzen Gesichte schmunzelnd. „Daran hätte kein Mensch von uns gedacht, der Sache diese Wendung zu geben. Der Narr, der Livingstone, glaubt also, dem Christentum und der Zivilisation die Bahn zu öffnen, und tut es in Wahrheit dem Sklavenhandel.“

Er lachte laut hinaus. „Das ist ja zum Tod-



lachen," sagte er. „Nur möchte ich wissen, Concha, wie du es fertig gebracht hast, solche Massen von Sklaven so mir nichts dir nichts zusammenzubringen.“

„Nun ich dünke doch, einem alten Praktiker wie mir sollte es nicht schwer fallen," erwiderte Concha, sich in die Brust werfend.

„Ich habe die Njamas und Magandjas, die schon lange in Stammesfehde miteinander lebten, wider einander gehezt, daß neue Feindseligkeiten unter ihnen ausbrachen, und es jetzt im ganzen Lande auf den Bergen und in den Tälern heißt: Magandja! Magandja! Krieg, Krieg.

Ha, es ist eine Lust, wie diese schwarzen Tiere sich gegenseitig zerfleischen, ihre Dörfer verbrennen und Kriegsgefangene machen.

Meine Scharen dort sind Kriegsgefangene von beiden Seiten. Ich konnte ihrer nicht genug kaufen, so wurde ich überlaufen.

Jetzt blüht unser Weizen. Schicket nur gleich Händler hin auf die Berge! Das Duzend kostet kaum drei Ellen Kattun.

Ist es nicht für uns ein kostbarer Mann, der Dr. Livingstone? Ohne ihn wären wir nicht so weit gekommen.

Droben haben sich auch noch ein paar Missionare angesiedelt, die wollten das Volk noch glücklicher machen, als es war. Ihnen habe ich aber mit der Kriegsfackel schön heimgeleuchtet. In kurzer Zeit werden dieselben, wenn es dort mit dem Kämpfen und Brennen so fort geht, im wahren Sinne des Wortes ‚Prediger in der Wüste sein.‘ Das Land gleicht schon bald einem Kirchhof.“

Er brach in ein tolles Gelächter aus, aber auf

einmal wurde er leichenblaß. Er hörte sein eigenes Lachen wie ein Gespenstergelächter oder wie ein hohles Echo aus der Hölle. Selbst seine Genossen überrieselte ein Schauer!

War es nun, daß plötzlich der Rest von Gewissen in dem Verbrecher erwachte, wo er die Blutströme der Gemordeten sah und das Wehe der Gemarterten hörte, und dadurch sein Gelächter jenen erschrecklichen Klang annahm oder war es eine Todesahnung, jene Geisterhand Gottes, die in dem alten Bunde dem Belsazar die Todesstunde schrieb, ein Schatten des ewigen Gerichts? Wer mag es sagen?

Die Sklavenhändler kamen erst wieder zur Fassung, als der Sklavenzug sich auf dem Platze vor ihnen zu sammeln begann und sie die kräftige Ware beaugenscheinigen konnten. Es waren Weiber, Kinder und Männer. Die Weiber und Kinder in einfachen Fesseln, dagegen die Männer im sogenannten Gabelstock „Goree“ genannt. Die „Goree“ ist eine dicke Holzgabel, die dem Sklaven um den Hals gepreßt und vorne durch ein vernietetes Eisen geschlossen wird. So, Gabelstock an Gabelstock gebunden, und daran wieder die gefesselten Weiber, kamen die Unglücklichen im sogenannten Gänsemarsch heran.

Zur Seite gingen die aufgeputzten Wächter, Musketen über der Schulter, die Geißel in der Hand und auf zinnernen Hörnern blasend, als wäre das Ganze ein Triumphzug. — Aber in den Gesichtern der Sklaven lebte Angst, Grimm und Verzweiflung.

Eine Mutter hatte ihrem Kinde den Schädel zerschmettert, damit es frei würde. Ein Mann hatte sich zu gehen geweigert, bis man ihn totschoß.

Es war ein schauerhaftes Schreckensbild, das diese Gewalttat an den eigenen Menschenbrüdern bot.

Die Sklavenhändler aber schmunzelten behaglich.

„Das ist Capenis, des Njamahäuptlings, Weib und Kind“, sagte Concha, auf ein Paar arme Gefesselte deutend. „Er selbst heult in den Magandja=Wäldern nach ihnen.“

„Concha“, sagte Dom Manoel, „heute hast du dich selbst übertroffen. Heute löse ich mein Versprechen ein. Komm mit zu meiner Tochter! Wenn du von Quilimane zurückkehrst, soll die Hochzeit sein.“

Als Dom Manoel mit Concha in das Zimmer seiner Tochter Snez trat, fiel diese in Ohnmacht.

V.

Seine unterbrochene Hochzeit.

Hochzeit sollte in Tette sein. Schon wochenlang wurden Vorbereitungen dazu gemacht.

Tette war berühmt wegen seiner reichen und glänzenden Hochzeiten, wie es ja in allen Gelagen und Festlichkeiten erzählte, allein Ähnliches an Großartigkeit und Pracht, wie es jetzt im Gange war, hatte Tette noch nicht gesehen.

Sonst mußten wohl auch ganze Haufen Schwarzer Massen von Pulver verknallen. Diesmal war ein ganzes Heer von Schwarzen zu dieser Beschäftigung vorgesehen und einige Zentner Pulver bestimmt, die verschossen werden sollten. Sonst wurden auch Triumphbögen ge-

baut und Blumengewinde gemacht und Sklavinnen zur Begleitung des Brautpaares herausgeputzt und prächtige Hängematten angeschafft, in denen Braut und Bräutigam zur Kirche getragen wurden, aber diesmal ging dieses alles ins Riesen- und Fabelhafte hinein.

Der Putz der Braut sollte nach den Berichten derer, die ihn gesehen hatten, in Märchenpracht prangen; ähnliche Gerüchte gingen über das Gelage, das der Vermählung folgen sollte. An einem Fürstenhofe hätte es nicht pomphafter zugehen können.

Nun, galt es denn nicht auch dem reichen, mächtigen Capitano Concha, der draußen in seiner „Palisade“ mit seinem schwarzen Heer selbst der portugiesischen Regierung Trotz bot und, wie die Ritter des Mittelalters, raubte und plünderte und die Städte ärgerte, und zugleich der schönen Inez, der einzigen Tochter des Millionärs Dom Manoels, des reichsten Mannes in der ganzen Kolonie! Mußte nicht bei einem so außerordentlichen Paare auch etwas Außerordentliches geschehen!

Der sonst geizige Dom Manoel ließ diesmal seine Goldquellen ungescheut fließen. Vielleicht wollte er auch die Mahnungen seines Gewissens durch diesen äußeren Lärm und Pomp etwas übertäuben, als wenn der Glanz der Diamanten und Perlen den verlorenen Glanz der Augen seiner Tochter ersetzen oder der Purpur der Seide die verlorene Röthe der Wangen zurückrufen könnte.

Niemals war Dom Manoel freigebiger und gnädiger gewesen wie in dieser Zeit. Es schien schon die Wochen vor der Hochzeit jeder Tag Hochzeit zu sein.

Was sollte das erst am Hochzeitsfeste selbst werden? Einen seltsamen Gegensatz gegen diese übermäßige

Lust und Fröhlichkeit bildeten die stillen, traurigen Sklavenzüge, die jetzt in immer größerer Zahl und Ausdehnung von den Mangandja-Bergen kamen. Die Sklavenhändler in Tette, ihre Agenten und Helfershelfer waren in einer ungewöhnlichen Tätigkeit. „Ihr Weizen blühte,“ wie Concha gesagt hatte.

Sonst mußten die Tetteaner erst Räuber anstellen, die ihnen Sklaven stahlen, und sich, wenn es nichts anderes gab, mit Weibern und Kindern begnügen, oder sie mußten einen Häuptling mit kostbaren Geschenken bestechen oder selbst einen oft wenig lohnenden und gefährlichen Raubzug unternehmen.

Jetzt taten ihnen die Njawa und Mangandja un- aufgefördert die Arbeit, und die Kaufleute hatten nichts zu tun, als die Njawas mit Pulver und Musketen zu unterstützen. Kriegsgefangene gab es jetzt die Hülle und Fülle.

Die von Concha gereizten und gehezten Stämme ruhten jetzt nicht, bis einer von ihnen gänzlich ver- nichtet war.

Wenn statt der rohen, armseligen Stämme ein wohlorganisiertes Staatswesen der List der Sklaven- händler gegenübergestanden hätte, wären ihre Bemü- hungen selten von Erfolg begleitet gewesen, denn viele der Schwarzen fühlten das Schmäbliche, wie sie selbst den Sklavenhändlern mit ihren Feindseligkeiten geradezu in die Hände arbeiteten.

Aber da war keine Zusammengehörigkeit. Es stand fast jede Ortschaft unter ihrem Häuptling, und Ortschaft führte mit Ortschaft Krieg. Allerdings gab es auch größere Verbände zum gegenseitigen Schutz und zum Krieg, aber da mußte schon ein besonders kräftiger

Stammesfürst sein, der sie zu gemeinsamen Unternehmungen vereinigte, und mit dem Lebensende eines solchen Herrschers fiel ganz gewiß alles wieder auseinander.

Unter diesen zersplitterten Völkerschaften aber zu wühlen, zu hegen, um ihren Vorteil zu suchen, war für die Sklavenhändler ein leichtes. Ob da nun Ströme Blutes um ihretwillen flossen, ob dieser Sklavenhandel alles Gute und allen moralischen Halt dieser Völker zerstörte und wie eine Pest immer weiter drang, das kümmerte diese gewissenlosen Menschen nicht. Nur Geld verdienen! Geld! Man vernichtete ja auch die Elefanten um des Elfenbeins willen. Warum nicht die Schwarzen! Waren sie mehr! Bratos do mato, Tiere des Feldes, nannte sie Senhor Duerque. Es waren Greuel, die zum Himmel schrien.

Dr. Livingstone spricht sich darüber aus und sagt, wenn er im Geist an jene Gegenden zurückdächte, an die prächtigen Hochebenen der Mangandja, an die von zahlreichen Strömen bewässerten und von dunkeln Wäldern beschatteten Wiesen und Felder, oder an das reizende, malerische Schiretal, wo der Schire gleich einem Silberfaden sich durch die grüne fruchtbare Ebene zieht, während zackige, schluchtenartige Randgebirge das Bild einrahmen, oder an den weiten Nyanza=See mit seinen blauen Gebirgen im Hintergrunde, so könne er sich all dieser Schönheit und der Sonnenpracht, in der alles gebadet war, nicht freuen. Er mußte immer an das mit der herrlichsten Natur unzertrennlich verbundene menschliche Leiden und Elend denken.

Er sah trotz der Sonnenglut immer ein schwarzes Leichentuch über die Gegend ausgebreitet.

Dieses schwarze Leichentuch war für ihn der Sklavenhandel.

Welche Erfahrungen hatte aber auch der Mann gemacht. Welche Wandlung hatte er in dem Schiretal und in den Mangandjabergen in einem Zeitraum von achtzehn Monaten gesehen. Wie war hier durch Krieg und Sklavenraub ein Paradies in eine Einöde verwüstet und ein gewerbfleißiges, braves Volk hingemordet, ja geradezu aufgelöst und vom Erdboden vertilgt worden!

Aus dem heiteren Schiretal, wo die Menschen noch nicht wissen, „daß Zeit Geld ist“, und fast ohne Mühe und Sorge dahinleben, wo der kaum zum hundertsten Teil angebaute Boden in üppiger Fülle alles trägt, was der Mensch braucht, wo das größte Tagesereignis ist, wenn eine Flußpferdfamilie mit ihren breiten Mäulern eine Reispflanzung nächtlicher Weile abgeweidet hat, oder wenn sich ein solch riesenhaftes Tier in der aufgestellten Falle gefangen hat, war Dr. Livingstone damals, mit seinen Makololo und seinen weißen Freunden das Dampfschiff verlassend, die Terrassen der Mangandja-Hochlande hinaufgestiegen.

Obgleich aus einem der fruchtbarsten und reizendsten Täler kommend, waren sie doch ganz bezaubert von der herrlichen Landschaft, die sich ihnen bot, und schauten mit immer neuer Wonne auf ihre fruchtbaren Ebenen, ihre zahlreichen Hügel und majestätischen Berge hin.

Aber noch mehr als das Land gefielen Livingstone die Bewohner desselben. Hier bei diesem Volke zeigten sich unverkennbare Zeichen von erwachender Kultur.

Es wurde ein wirklich reger und in seiner Art rationeller Ackerbau getrieben.

Dort war es nicht Ungewöhnliches, alle, Männer, Frauen und Kinder, in starker Tätigkeit auf dem Felde zu sehen, während der Säugling dicht dabei unter einem Busche lag. Sollte ein neues Stück Waldboden abgeholzt werden, so verfahren sie genau so wie die Farmer in Amerika.

Die Bäume wurden mit ihren kleinen Ästen von weichem, einheimischem Eisen gefällt, Stämme und Äste auf einen Haufen gesetzt und verbrannt und die Asche auf den Boden gestreut. Das Getreide wurde darauf zwischen die Baumstümpfe gesät, die stehen blieben und verfaulten.

In ähnlicher Weise mußten sie den Grasboden urbar zu machen. Und reiche Ernten segneten ihren Fleiß. Der Mais wuchs das ganze Jahr hindurch. Baumwolle wurde in jedem Dorfe gezogen; ja jede Familie von einiger Bedeutung hatte ihr Baumwollenland, welches sorgfältig gepflegt wurde. Denn niemals entdeckte man Unkraut zwischen den Pflanzen.

Einen merkwürdigen Anblick gewährten die Weber, die vor ihrer Hütte auf einer Matte kauerten und an ihren auf einfachen Stäben gespannten Geweben arbeiteten, aber auch oft ihre mühsame Arbeit unterbrachen, um einige Züge aus ihren gewaltigen Pfeifen zu tun.

Diese Riesenpfeifen, aus Ton gefertigt, hatten so kolossale Köpfe, daß sie mäßigen Ofenrohren glichen, und selbst die Spitzenöffnung war noch so weitläufig, daß ein dicker Negermund vollständig darin verschwand.

Übrigens waren die Gewebe nicht schlecht, wie denn die Leute eine große Geschicklichkeit in allen Dingen bekundeten.

Da man Eisenerz in den Hügeln fand, hatte jedes Dorf seine Schmelzhütte, seine Kohlenbrenner, seine Grobschmiede. Sie machten gute Ärte, Speere, Nadeln, Pfeilspitzen, Arm- und Knöchelbänder und waren in Betracht des gänzlichen Mangels an geeigneten Vorrichtungen merkwürdig billig. Eine Hacke, die über zwei Pfund wog, wurde gegen ein Stück Rattun umgetauscht, das vielleicht vier Groschen wert war.

Eine andere Art Gewerbtätigkeit war die Steingut- und Töpfereiwaren-Manufaktur, indem sie aus freier Hand alle Arten Koch-, Wasser- und Getreidetöpfe verfertigten und sie mit Wasserblei verzinnten.

Noch andere flochten zierliche Körbe aus gespaltenem Bambusröhr oder sammelten die Faser der Buaze und machten Fischnetze daraus.

Die Mangandja wohnten darum auch wie kultiviertere Leute in größeren Ortschaften zusammen. Ihre Häuser glichen zwar denen, die man in Afrika allgemein sieht, und die eine gewisse Ähnlichkeit mit den früher üblichen strohernen Bienenkörben haben, über die man ein Strohdach gesetzt hatte, aber jedes Dorf hatte doch wieder zu einer gewissen Auszeichnung seine eigentümliche Befestigung, die man sonst nirgends antraf.

Giftige, stachelichte Euphorbien umgaben in einer dichten, undurchdringlichen Hecke das Dorf. Dieser Baum hatte doppelten Vorteil. Einmal warf er einen so tiefen Schatten, daß er es dem Bogenschützen schwer machte, auf die Bewohner inmitten des Dorfes zu schießen, dann wuchs kein Gras unter ihm, und er bildete auf diese Weise ein natürliches Schutzgitter gegen Grasbrand.

Vor dieser Hecke lag an dem einen Ende des Ortes

ein freier, geebener Platz „Baolo“ genannt, der mit schattenreichen Bäumen, besonders mit Baobab und Bannanen, bepflanzt war. Es war das der allgemeine Versammlungsort und Spielplatz.

Dort, „im Baolo“ saßen die Männer am Tage bei ihren verschiedenartigen Arbeiten und rauchten Tabak und Hanf. Dort sang man und tanzte und trank Bier in hellen, warmen Mondscheinnächten.

Dorthin, in den „Baolo“, begab sich auch Livingstone mit seinen Begleitern bei seiner Ankunft in einem Orte, denn dort fanden für alle Fremden die Begrüßungen und Empfangsfeierlichkeiten statt.

In großer Höflichkeit wurden dort für die Ankömmlinge zum Niedersitzen Matten aus gespaltenem Rohr oder Bambus ausgebreitet, während die Führer der Gesellschaft den anwesenden Mangandja erzählten, wer sie wären, woher sie kämen, wohin sie wollten, und was ihr Zweck sei.

Diese eilten dann fort, um alles dem Häuptling des Dorfes zu melden.

War dieser ein vernünftiger Mann, kam er sofort heraus; war er mißtrauisch, wurden erst die Weissager befragt.

Es sammelten sich währenddessen die neugierigen Bewohner des Dorfes — und wer von ihnen war nicht neugierig!

Endlich kam der Häuptling, umgeben von seinen Räten.

Das gesamte Volk empfing ihn mit einem taktmäßigen Klatschen in die Hände, das so lange fortgesetzt wurde, bis der Häuptling nebst seinen Räten sich gegenüber den Gästen niedergelassen hatte. Dann ent-

stand ein feierliches Schweigen, wobei sich Gäste und Bewohner erst recht anschauten. Dieses Schweigen wurde erst durch die Begrüßungsworte des Häuptlings unterbrochen, und die einzelnen Worte desselben wurden durch Klatschen der Menge begleitet.

Dem ersten Wort folgte ein Klatsch, dem zweiten zwei Klatsche, dem dritten drei und so weiter. War nun diese seltsam beklatschte Rede zu Ende, dann stand sämtliches Volk auf und machte den Gästen unter gemessenem Klatschen eine Verbeugung und setzte sich dann wieder mit Klatsch, Klatsch, Klatsch nieder, wobei jeder Klatsch immer schwächer wurde, bis er sich ganz verlor und der Häuptling der Klatscherei durch einen Hauptklatsch ein Ende machte.

Jetzt begann erst die Unterredung, aber nur durch den Mund des Führers oder Sprechers. Denn es wäre eine Herabwürdigung beiderseits und starker Verstoß gegen die schwarze Hofetikette gewesen, wenn Häuptling und Gast direkt miteinander verkehrt hätten. Wenn man sich auch noch so gut verstand, man sprach alles zu dem Sprecher hin, und dieser sprach es weiter.

Der Inhalt der Unterredung war selten bedeutungsvoll. Der Sprecher erzählte über die Gesellschaft und ihre Reisezwecke in reimlosen Versen, und dann begann die Verhandlung über Lebensmittel.

Es hieß jedesmal dabei: Engländer kaufen keine Sklaven, sie kaufen Lebensmittel.

Dr. Livingstone beobachtete bei den Mangandja viel intelligentere Gesichter, als er sonst bei der schwarzen Rasse zu sehen gewohnt war.

Dagegen war ihre Art sich zu schmücken geschmacklos und seltsam.

Die Männer richten z. B. ihre Haare in die Höhe, daß sie Büffelhörnern gleichen. Andere konstruieren aus denselben einen Büffelschwanz. Noch andere rasieren ihr Haar zum Teil ab, um phantastische Figuren hervorzubringen.

Männer sowie Frauen tragen eiserne oder kupferne Ringe und Bänder an den Fingern, an den Armen, am Hals, an den Füßen, überall, wo sich nur ein Ring anbringen läßt. Der merkwürdigste Schmuck und zugleich der häßlichste ist aber die Bebele oder der Lippenring der Frauen.

Dieser Ring, meistens aus Elfenbein und quer in der Oberlippe der Frau steckend, ist groß wie ein Serviettenband und macht die Lippe etwa zwei Zoll unter der Nase vorstehend. Es ist ein abscheulicher Anblick, besonders bei alten Frauen. Wenn dieselben lachen, zieht sich die Lippe und die Bebele aufwärts bis an die Augenbrauen und entblößt die ganze Mundhöhle. Bei einer alten Dame, Chikande-Cadze, hing Oberlippe und Bebele bis über das Kinn herab.

Sagt man ihnen aber, sie sei häßlich, antworten sie: „Codi! In der Tat. Sie ist Mode.“

Einst fragte Livingstone den alten Häuptling Chin-sunse: „Warum tragen die Frauen diese Dinge?“

Von einer so albernen Frage offenbar überrascht, sagte er: „Natürlich der Schönheit halber. Die Männer haben Bärte, die Frauen haben keine; und was für ein Geschöpf würde eine Frau ohne Backenbart und ohne Bebele sein. Sie würde einen Mund wie ein Mann und keinen Bart haben, ha, ha, ha!“

Am Trinken scheint die Bebele übrigens nicht zu hindern. Die Mangandja, Männer und Frauen, sind

ein sehr trinklustiges Völkchen. Sie brauen eine Masse Bier und trinken es auch außerordentlich gern.

Schlimm ist, daß sie ihr Gebräu nicht aufzubewahren verstehen, ohne daß es verdirbt. So müssen sie ihr kaum gebrautes Bier sofort wieder wegtrinken. Das geschieht denn unter großen Belustigungen, Trommeln und Tanzen, bis das Bier alle ist.

Livingstone ist in Dörfer gekommen, wo sämtliche Einwohner betrunken waren. In einem taumelte ihnen der schwarze Doktor entgegen und stammelte vorwurfsvoll: „Ist das die Art, in jemandes Dorf zu kommen, ohne sagen zu lassen, daß man kommen will!“ Doch schien ihnen ihre Unmäßigkeit nicht gerade viel zu schaden. Denn nirgends traf Livingstone so viele alte Leute.

Die Makololo verwunderten sich über das hohe Alter, und einer sagte von einem Mangandja-Häuptling: „Er ist ein alter Mann, ein sehr alter Mann; seine Haut hängt in Falten, gerade so wie die auf Elefantenhäuten.“

Eine andere Untugend ist eine gewisse Scheu vor gründlichen Waschungen. „Warum wäscht ihr euch?“ fragten Chinsufes Frauen die Makololo. „Unsere Männer waschen sich nie.“

Ein alter Mann sagte: „Er erinnere sich, in seinem Leben sich einmal gewaschen zu haben; aber das sei schon so lange her, daß er nicht mehr wisse, wie es tue.“

Einen unverschämten, zudringlichen Burschen, der sich Livingstones Reisegesellschaft als Führer anbot, den sie aber nicht brauchen konnten, konnten sie auf keine andere Weise los werden, bis sie ihm drohten, sie würden ihn in einem nahen Bache waschen. Da ging er auf und davon.

Das sind übrigens nur unbedeutende Mängel an diesem an sich fleißigen, friedfertigen, begabten Volke, die vor der Lehre des Christentums bald verschwunden wären.

Wäre es überhaupt möglich gewesen, diesem Volke die Weihe des Christentums zu geben, es wäre ein Sauerteig, ein Salz geworden im Sambesigebiet, eine Stadt auf dem Berge, deren Licht weithin geleuchtet hätte in der dortigen Finsternis.

Das war auch Dr. Livingstones Plan. So dachten auch der edle Bischof Makenzie und seine hochherzigen Genossen, als sie England verließen, um die Mangandjaberge aufzusuchen. Aber als sie kamen, war schon das Verderben gesät, da erscholl schon der Ruf: „Nkondo! Nkondo!“ „Krieg! Krieg!“ im ganzen Lande.

Noch glaubten sie dem eindringenden Unheil wehren zu können. Tapfer kämpften sie gegen dasselbe an, in der einen Hand die Bibel, in der anderen Hand das Schwert.

Gar manchmal waren sie selbst genötigt, plündernde Njawas zu verjagen und Sklavenbanden zu befreien. Und mitten im Kriegslärm bauten sie Schulen und verkündigten das Evangelium.

Aber sie zwangen es nicht. Gegen die jetzt einbrechende Hungersnot und gegen das sich einstellende Fieber kämpften sie vergebens.

Die ganze Missionsgesellschaft bis auf einige (Livingstone mit seiner Reisegesellschaft war nach dem Nyanzasee zu dessen Erforschung abgegangen) liegen am Schire oder auf den Mangandjabergen begraben.

Kein Kriegsbuch meldet dieser Helden Kämpfe, Leiden und Sterben; aber in dem Buch der Ewigkeiten

glänzen hellstrahlend die Namen dieser wackeren Gottesstreiter.

Unter den gegen die Mangandja kämpfenden Njama war auch der uns bekannte Häuptling Kapeni. Er war von Concha zum Kampfe gereizt worden, ohne von Concha etwas zu wissen!

Wenn ein Feuer brennt, wer weiß noch von dem Funken, der es angezündet hat!

Bei Kapeni war der Kampf Rache. Er wollte sein vor Schmerz und Kummer über den Verlust seines Weibes und seines Kindes brennendes Herz fühlen im Blute der Mangandja.

Die Mangandja, nicht Concha, hielt er für die Räuber seines Glückes.

Die Mangandja und Njama wohnten schon lange vielfach durcheinander, obgleich die einzelnen Dörfer sich in Art und Sitte streng unterschieden.

Kapeni, dem es bei seinen Steifereien, da er nach dem Leben Livingstones trachtete, auf den Mangandjbergen gar wohl gefallen hatte, war, da er von Tette floh, nicht nach seiner alten Heimat zurückgekehrt, wo er sich vor Concha nicht sicher hielt, sondern hatte sich bei den Mangandja niedergelassen.

Als durch die Vermittlung Conchas der Krieg ausbrach, war er gerade mit der jungen Mannschaft des Njawadorfes auf der Elefantenjagd. Und da er nach etlichen Wochen wiederkehrte, war alles vorbei, ihr Dorf war niedergebrannt, und was nicht getötet war, war als Sklaven fortgeführt. Wer sollte es anders getan haben als die Mangandja!

Kapeni saß zwei Tage auf den Trümmern seiner abgebrannten Hütte und sang den Klaggesang. Als

Zeichen der Trauer trug er Streifen der Palmblätter um den Kopf, die Arme, die Beine, den Hals und die Brust.

Aber am dritten Tage streifte er die Blätter ab und ergriff Keule, Schild und Muskete, die er noch von Concha besaß. Wie das wilde Heer stürzte er sich mit seinen Kampfgenossen auf die Mangandja. Kein Euphorbienstrauch konnte ihn aufhalten. Er war der Blutgierigste und Schrecklichste von allen.

Doch endlich schien er des Blutes satt zu werden.

Das war seit dem Tage, da er den Missionaren eine Schlacht liefern wollte.

Damals war dem wilden Führer Bischof Mackenzie entgegengetreten. Als aber Kapeni die ehrfurchtgebietende Gestalt des Bischofs sah und den geistlichen Gesang hörte, den seine Begleiter zum Beginn des Kampfes anstimmten, lief wieder der frühere Schauer durch sein Gebein. Er konnte wieder seine Flinte nicht richten und zog sich mit seinen Genossen zurück.

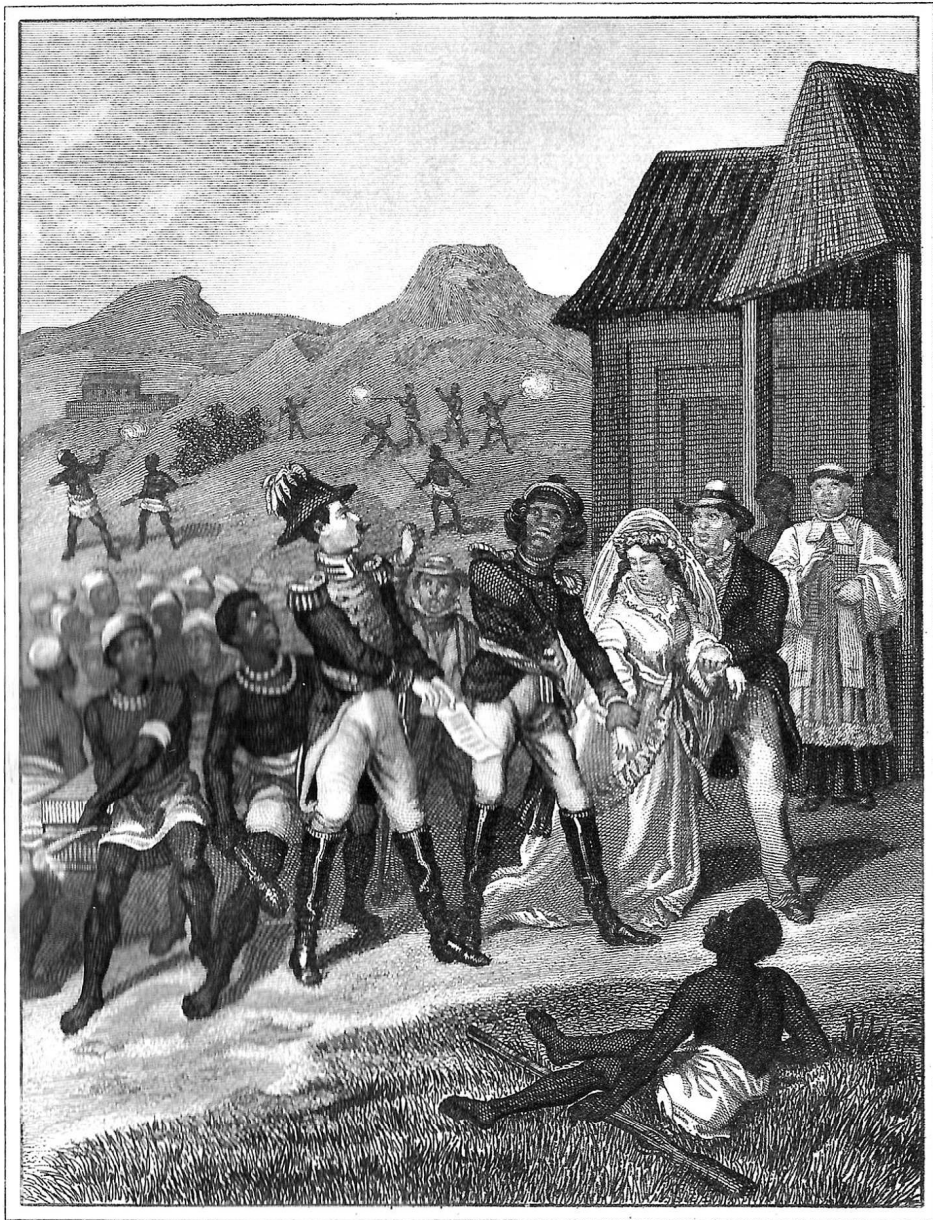
Von diesem Tage an war er sinnend geworden.

Sinnend ging er auch jetzt neben dem Haufen gefangener Mangandja her, die er dem Sklavenhändler überliefern wollte.

Es war der alte Mangandjahauptling Chinsunse und seine Weiber und Kinder und Enkel und sein halber Stamm; die andere Hälfte war erschlagen.

Aus den Augen des alten Mannes rannen brennend-heiße Tränen. Der stolze Häuptling im Sklavenjoch. So hatte Chinsunse sein Alter nicht geträumt.

Alles tot und alles gefangen, das war das Ende der Herrlichkeit. Dort lagen die schwarzen, rauchenden Trümmer seiner Dörfer; die sonst so blühenden Felder



waren ungebaut und verwüstet. Selbst die Singvögel waren fortgezogen. Sie singen nur den Menschen. Hier aber gab es keine Menschen mehr.

Maßgeier krächzten in den Lüften. Für sie war Speise da. Dort neben dem in voller Blüte von den Flammen versengten Affenbrodbaum wimmelte es von Krähen und Geiern. Rote und weiße Ameisen stritten um das bleichende Gebein.

„Wilder Njawa! Warum hast du uns das getan?“ fragte jetzt Chinsunse, sein tränendes Auge vorwurfsvoll auf Kapeni gerichtet.

Kapeni sah vor dem Blick des alten Mannes beschämt zur Erde. Er war nicht so verhärtet, um nicht den ungeheuren Schmerz des Mangandjas zu begreifen.

„Hast du nicht in Frieden auf unsern Bergen gelebt.“ Warum mordest du jetzt unter uns wie ein Löwe, der toll ist von Menschenblut?“ fragte Chinsunse weiter.

„Ihr habt mein Dorf zerstört und mir Weib und Kind geraubt,“ erwiderte zornig aufschauend Kapeni.

„Das haben die Mangandja nicht getan. Das hat die schleichende Tigerkatz, das hat Concha mit seiner Schar verübt,“ sagte Chinsunse.

„Concha sagst du?“ fragte Kapeni in höchster Aufregung.

„Wenn du an meinem Worte zweifelst, gib mir die Muave zu trinken,“ antwortete Chinsunse.

Die Muave war ein Giftbecher, der als Gottesurteil von den Mangandja getrunken wurde, um die Wahrheit an den Tag zu bringen. Brach einer das Gift wieder, war er unschuldig; blieb es bei ihm, war er als schuldig gerichtet.

Bei Verbrechen, die eine Untersuchung verlangten,

war dieser Muavetrank ungemein üblich. Man glaubte fest an die Untrüglichkeit des Mittels.

Dr. Livingstone sah übrigens auch mehrere Häuptlinge die „Muave“ trinken, um, fälschlich angeklagt, sich vor ihren eigenen Untertanen zu rechtfertigen.

„Der Muave braucht es nicht,“ erwiderte der Njawa. „Ich glaub’ es dir, Chinsunse. Du hast recht, zehntausendmal recht. Mein Herz sagt es mir. Ja, die Tigerkaze hat es getan. Jetzt ist mir alles klar. Aber du hast nicht umsonst Hand gelegt an mein Fleisch und Blut, Concha,“ rief knirschend Kapeni.

Seine schwarzen Augen blitzten in wildem Feuer. Seine athletische Gestalt erhob sich drohend, während er mit der Linken seinen Schild zum Angriff schüttelte und seine Rechte die Keule fester packte.

Kapeni bot mit seinem riesenhaften, aber ebenmäßig gebauten Körper und seinem edelgeformten Kopfe und seiner tiefschwarzen Farbe ein prachtvolles Kriegerbild, so schön es wenigstens diese Gegenden hervorzubringen vermögen.

Selbst der alte, erfahrene Chinsunse, der manchen Häuptling in seinem Leben gesehen hatte, betrachtete bewundernd den Njawa.

„Bindet Chinsunse und die Seinigen los!“ rief jetzt Kapeni seinen Begleitern zu. „Sie sind unsere Feinde nicht. Ich weiß jetzt den Tiger, der in unser Dorf eingefallen ist, unser Blut getrunken und unsere Weiber und unsere Kinder verkauft hat. Es ist Concha, der Bluthund. Auf, ihr Njawa-Krieger, auf zur Rache, auf zum Kampf!“

Chinsunse hatte mit seinen losgelösten Händen dankend Kapenis Hände ergriffen, während Freudentränen

aus seinen Augen stürzten. „Ich kann dir die Erschlagenen nicht wiedergeben, auch nicht die verbrannten Dörfer aufbauen, aber ich will dir mein Bestes geben, was ich habe. Hier hast du meine Flinte. Mit ihr kannst du Elefanten töten, daß du Fleisch hast und Elfenbein. Mit ihr kannst du dich gegen die Njawa wehren, wenn sie dich ergreifen. Ich brauche sie nicht. Wenn ich Concha erschlage, will ich ihm Auge ins Auge sehen.“

Chinsunse sträubte sich gegen das Geschenk, aber Rapeni ließ es zurück in des alten Häuptlings Hand und stürmte, seine Keule schwingend, mit den wilden Njawas auf dem nächsten Pfade nach dem Zambezi-Fluss, nach Tette hinunter.

Die Hochzeit in Tette war in vollem Gange. Concha war von dem Sklavenverkauf in Quilimane zurückgekehrt. In prahlerischem Aufputze kam er jetzt jeden Tag aus seiner Palisade nach Tette herein, um seiner Braut Besuche abzustatten.

Diese fielen kurz genug aus. Desto länger währten hernach die wüsten Gelage, zu denen Dom Manoel ein sehr böses Gesicht schnitt.

„Donna Inez war zwar später bei dem Anblick Conchas nicht mehr in Ohnmacht gefallen, aber sie gab ihrem aufgedrungenen Bräutigam solche untrügliche Zeichen des schrecklichsten Widerwillens, daß jeder andere, der noch Ehre hatte, von seinen Vorhaben zurückgetreten wäre. Bei Concha rief der Schrecken und das Entsetzen des zarten Geschöpfes nur Hohn und rohes Gelächter hervor.

Das arme Kind betete und weinte Tag und Nacht und streckte verzweiflungsvoll seine wundgerungenen

Hände zum Himmel um Rettung und Hilfe empor. Doch alles schien vergebens. Sie hatte einen heimlichen Boten an Major Candido geschickt, aber weder der Bote kam zurück, noch Nachricht vom Major.

In fieberhafter Spannung wartete sie Stunde auf Stunde.

So kam endlich der Hochzeitstag. Wie eine Sterbende wurde die Braut in die köstliche Hängematte gehoben, in der sie nach dem Traualtar getragen werden sollte. Concha steckte in der andern. Er trug die schöne Kapitänsuniform. Aber sie kleidete ihn nicht. Nur seine Höflichkeit leuchtete auch am Hochzeitstag.

Donna Inez hatte nicht einmal nach ihm hingeschaut. Ein Schauer hatte sie gepackt, daß sie ihn nur in der Nähe mußte.

Sie glich dem Opferlamm, das zur Schlachtbank geführt wird, und Concha glich dem Schlächter. Der Geldsack aber hieß der Gott, dem das Opfer gebracht werden sollte.

An Lärm und Pomp fehlte es nicht. Das Pulver wollte verpufft sein, und die schwarzen Damen wollten sich nicht umsonst geputzt haben, und alle die Festkränze und Blumengewinde wollten paradieren. Aber trotz dieses Glanzes sah Dom Manoel, der in Mitte der portugiesischen Kaufleute einherschritt, nicht aus wie ein glücklicher Vater.

Das Benehmen seiner Tochter erfüllte ihn mit Wut und Scham. Doch kein Erbarmen regte sich in seinem kalten Herzen. Eine finstere Entschlossenheit lagerte auf seinem hochgeröteten Gesichte.

Als Donna Inez vor der Kirche aus der Hängematte gehoben wurde, um noch die wenigen Schritte

bis an den Altar zu gehen, sank sie todesmatt zusammen. Dom Manoel sprang wütend hinzu und riß sie empor, und Concha drückte ihren Arm, daß sie laut aufschrie.

So sollte die Arme geradezu an den Altar geschleppt werden.

Da hieß es plötzlich aus der Menge heraus: „Halt!“

Donna Inez zuckte freudig erregt zusammen bei dem Klange dieser Stimme.

Ein großer, stattlicher Mann bahnte sich mit gewaltigen Armen seinen Weg durch das Menschengewühl. Jetzt stand er hochaufatmend, aber bleich vor Eile und Anstrengung vor Concha. Es war Major Candido.

„Concha, ich verhafte dich im Namen des Königs als Mörder und Aufrührer!“ rief er mit donnernder Stimme.

„Hier ist der Verhaftsbefehl,“ sagte er, ein Papier aus der Brusttasche ziehend.

Die Menge ringsum bebte vor Aufregung. Donna Inez fiel bewusstlos zur Erde. Dieser jähe Wechsel zwischen Verzweiflung und hoher Freude war zu viel für ihre Kräfte.

Major Candido wollte ihr helfend beispringen, aber Concha riß seinen Revolver, den er selbst auf dem Hochzeitsgange mit sich führte, hervor und rief: „So stirb denn, du Hund. Ein Concha läßt sich weder von einem König, noch von einem solchen Lumpen aufhalten, wenn er Hochzeit feiern will.“

Candido griff nach seinem Degen, aber er wäre zu spät gekommen, wenn nicht, wie eine Geistererscheinung, plötzlich die schwarze Gestalt des wilden Ajawa zwischen ihnen gestanden hätte.

Dumpf dröhnte ein Keulenschlag auf den Stier-

kopf Conchas hernieder. Zum Tode getroffen sank er hin. Seine bleichen Lippen flüsterten „Kapeni“.

VI.

Wüter! Ist die Nacht schier hin?

Die Verwirrung war so groß durch den plötzlichen Tod des Bräutigams, daß der Mörder leicht hätte entfliehen können. Niemand kümmerte sich für den Augenblick um ihn.

Aber Kapeni verschmähte diese Gelegenheit. Auf seinen Schild gelehnt betrachtete er in stolzer Freude die Leiche seines Todfeindes, um den man sich umsonst mühte, ihn ins Leben zurückzurufen.

Ehe der Ajawa ging, mußte er erst eine Siegestrophäe in der Hand haben. Diese ungestört nehmen zu können, darauf wartete er.

Siehe, da sollte sich auch hierzu Gelegenheit bieten.

Major Candido hatte höchst bekümmert die noch immer ohnmächtige Inez in den Arm genommen und hatte nach Wasser gerufen. Wütend darüber war Dom Manoel herbeigesprungen, um seine Tochter hinwegzureißen.

Aber die Erlebnisse des Augenblicks und der Sturm der Leidenschaften waren zu gewaltig für die Kräfte des alten Mannes gewesen. Ein Schwindel ergriff ihn, und er sank wie tot zu Boden. Der Schlag hatte ihn gerührt und ihn für immer gelähmt.

Dieser neue Schrecken nahm die Aufmerksamkeit aller für die ersten Minuten in Anspruch.

Diese Zeit benutzte Kapani, um mit raschem Schritte seinem Feinde, den für einen Augenblick alle verlassen hatten, den Kopf abzuschneiden.

Den blutigen Kopf Conchas in der Luft schwingend stieß er ein weithintönendes Triumphgeschrei aus, dem aus nicht allzugroßer Ferne das Triumphgeheul der ganzen Njawaschar antwortete.

Auch diese hatten triumphiert.

Während nämlich Kapani den Hochzeitszug umschlich, um eine passende Gelegenheit zu finden, Concha zu töten, waren die übrigen Njawas in Conchas kaum bewachte Palisade gedrungen, wo, wie sie erkundet hatten, Kapanis Frau und Kind gefangen saßen. Der Wüterich hatte nämlich beide nicht verkauft, sondern sie zu besonderer Dual in seiner Festung aufbewahrt.

Das Triumphgeschrei der Njawaschar bedeutete ihre Befreiung.

Kapani verstand es gar wohl, und nochmals Conchas Kopf um sein Haupt schwingend, stieß er noch einen stärkeren Triumphschrei aus und verschwand vor den Augen der erstaunten Portugiesen, die sich jetzt erst darauf besannen, daß sie ihn eigentlich hätten gefangen nehmen müssen.

Che wir in der andern Erzählung fortfahren, müssen wir hier noch eines Begegnisses des Njawa-häuptlings Erwähnung tun.

Als derselbe auf das freudigste und herzlichste seine Frau begrüßt und sein Kind geliebkost hatte, schwang er wieder den abgeschnittenen Kopf Conchas um sein

Haupt und stieß mit den übrigen Ajawa ein wahrhaft entsetzliches Triumphgeheul aus.

In diesem Augenblick schaute er in das bleiche, tiefernste Gesicht eines der Missionare, der den weiten Weg von den Mangandjabergen nach Tette gemacht hatte, um Lebensmittel zu schaffen für die dort Verhungerten. Kapani hatte den Mann schon mehrfach gesehen. Er hatte neben Bischof Matenzie gestanden in jener Schlacht der Ajawa mit den Missionaren.

Der Mann schien auch Kapani zu kennen, und als derselbe den über und über mit Menschenblut bedeckten Ajawa so vorwurfsvoll anblickte und mit feierlichem Ernste sprach: „Gott hat gesagt, du sollst nicht töten“ — überkam Kapani wieder der frühere Schauer. Er ließ leise, langsam den Kopf Conchas in das hohe Gras sinken und nahm ihn nicht wieder auf, auch als der Missionar weiter geschritten war.

Wir kehren jetzt wieder in unserer Erzählung zu der Kirche in Tette zurück. Dort hatte sich der mit großem Lärm und vielem Pomp ins Werk gesetzte Hochzeitszug nunmehr zum Leichen- und Trauerzug umgewandelt.

Voran trug man die verstümmelte Leiche Conchas. (Es war jetzt auch ein Detachement Soldaten zur Verfolgung des Mörders abgesandt.) Dann folgten in den beiden Hängematten zuerst Dom Manoel völlig bewegungslos, den aber trotzdem Senhor Ferreira als Beileidsbezeugung eine Hand nach der andern drückte und dem Senhor Duerque zum Troste fortwährend zuschwur: „Wenn sie den Mörder bekämen, würden sie ihn köpfen, rädern, hängen, verbrennen und vielleicht noch zu guter Letzt ertränken.“

Danach kam in der zweiten Hängematte Donna

Inez noch immer schwach und leidend, aber unter den Erzählungen und Tröstungen ihres früheren Verlobten sichtlich auflebend.

Der Bote von Inez hatte Candido bei dem guten Senhor Ferao in Senna getroffen. Nach der ersten Überraschung hatten beide, als das wirksamste Mittel, gegen Concha vorzugehen und die Hochzeit zu stören, das erkannt, wenn ein Verhaftsbefehl gegen denselben beim Generalgouverneur ausgewirkt werden könne. An zu bestrafenden Verbrechen fehlte es ja nicht. Es waren auch noch in selbiger Stunde beide nach Mozambique, dem Wohnplatz des Gouverneurs abgereist, um die Angelegenheit zu betreiben.

Aber der Gouverneur zögerte. Er begünstigte im geheimen selbst den Sklavenhandel.

Senhor Ferao mußte erst die üblichen Bestechungsmittel anwenden, und es mußten erst schreckliche Berichte über die Greuelthaten Marianos, Conchas Bruder im Schiretal, einlaufen, um die Regierung zur Tätigkeit anzuspornen. So wurde dem Major Candido die Verhaftung Conchas, die Verfolgung Marianos und die Beruhigung der Ajawa übertragen.

Als nun der Major den Verhaftsbefehl in der Brusttasche hatte, war er in höchster Angst und Hast nach Tette hingeflogen und war dennoch beinahe zu spät gekommen.

„Was mußt du ausgestanden haben, armes Kind,“ sagte der Major mit feuchtem Auge seine bleiche, abgehärmte Braut anschauend. „Jetzt ist alles gut, da du da bist,“ sagte Donna Inez, mit fast kindlichem Vertrauen zu Candido aufblickend.

„Ja es wird gut werden, hoffe ich zu Gott,“ er-

widerte ihr Verlobter. „Noch ein schweres Stück wird uns übrig bleiben. Denn dein Vater ist und bleibt gegen uns. Aber Concha ist tot. Das Schwerste liegt hinter uns. Das andere wird wohl auch zu ertragen sein.

Halte nur treu und tapfer aus! Ich werde bald von meiner Expedition ins Schiretal und von den Mangandjabergen zurück sein.“

Man hätte denken sollen, Dom Manoel wäre in seinem hilflosen Zustande nichts lieber gewesen, als die liebevolle Pflege seiner Tochter. Merkwürdigerweise schloß er dieselbe ganz davon aus, so flehentlich sie ihn auch darum bat. Er wollte sie nicht einmal um sich leiden.

War es Haß, weil er ihr im geheimen das Scheitern seiner Pläne schuld gab? War es das Mißtrauen des bösen Gewissens? Wer weiß es? Wer kann in die Tiefen eines so dunklen Charakters eindringen?

Man hatte ihn anfangs in seinem Wohnhaus untergebracht, aber dort litt es ihn nicht. Er ließ sich ein Bett in seinem Comptoir aufschlagen. Dort inmitten seiner Schätze fühlte er sich wohler.

Konnte es einen verblendeteren, törichterem Mann geben als ihn, der die Liebe, die allein einen Sonnenblick auf sein ödes Dasein werfen konnte, von seinem Sterbelager verbannte und sich mit Geldsäcken umgab? Mußte er es nicht bald bereuen, wenn er in langen Nächten schlaflos lag, und die geängstete, verzweifelnde Seele nach einem Worte des Trostes schmachtete, wie der reiche Mann in der Höllequal nach einem Wassertropfen auf seine lechzende Zunge? Vermochten Sklaven,

und wenn es die besten waren, je die liebende Pflege einer zärtlichen Tochter zu ersetzen?

Dom Manoel war ein grauenhaft harter Mann. Aber sollte es nicht Schläge geben, die auch ihn weich machten?

In Tette war Hungersnot ausgebrochen. Der bleiche, abgehärmte Missionar hatte den Weg umsonst gemacht. Er war ohne Speisevorräte nach den Bergen zurückgekehrt. Schon zur Zeit der Hochzeit war der Mangel immer fühlbarer geworden, aber diese hatte so alle Gedanken verschlungen, daß man sich noch kaum klar gemacht hatte, was es werden sollte.

Aber jetzt wo der tätigste und umsichtigste Mann von Tette, der allein der Not durch seine Verbindungen und Hilfsmittel zu steuern vermocht hätte, völlig unfähig darnieder lag, wurde es den Leuten bange.

In Tette, wo alle dem Handel oblagen, wurde so gut wie kein Ackerbau getrieben. Man verließ sich auf die Zufuhr aus den Bergen, aber die Berge waren vermüftet. Von dort kam nichts mehr.

Was sollte nun werden? Die Sklaven, die nicht mehr satt zu essen bekamen, wurden unruhig. Alles ging nach und nach aus Rand und Band. Die Herren vermochten nicht mehr die Autorität über die Sklaven festzuhalten. Ganze Banden Schwarzer zogen ungefährdet aus Tette fort, um in den Wäldern und am Sambesi sich selbst zu verköstigen.

Es war der Tag voranzusehen, wo auch der letzte Sklave aus Tette entfloh.

Dom Manoel wurden alle diese Nachrichten gebracht durch Senhor Ferreira, der sich verzweifelnd die Hände rieb und noch immer behauptete, die Engländer

seien an allem Übel schuld, und durch Senhor Duerque, der wie ein Wahnsinniger im Zimmer auf und ab sprang und die Fäuste ballte und gestikulirte und die ganze Welt vergiften wollte.

Dom Manoel wäre gern aufgesprungen von seinem Lager, um einzugreifen in das nahende Verderben (denn auch ihm war schon ein guter Teil seiner Sklaven entflohen), aber er war wie angeschmiedet. Alle seine Glieder versagten ihm den Dienst.

Von dem Seelenkampf, den er kämpfte, zeugte der perlende Schweiß auf seiner Stirne.

Nun kam ein neuer Schrecken in die Stadt.

Infolge der Hungersnot und des Elendes war das Fieber in Tette ausgebrochen. Was nicht am Hunger starb, starb am Fieber.

Die Leichenzüge nahmen kein Ende mehr. Rasch hintereinander starben der dicke Senhor Maldonado und der lange Dom Sabino Nardi.

Senhor Ferreira starb fast vor Angst und rieb sich die Hände fast blutig in seiner Verzweiflung. Senhor Duerque machte Sprünge und Augen wie ein Hase. Er hätte auch gern das Hasenpanier ergriffen, wenn er nur so viel Geld zusammen gehabt hätte.

Als eines Morgens die beiden Nachbarn in das Krankenzimmer Dom Manoels traten, fanden sie denselben ohnmächtig. Ein Tuch stak in seinem Munde, das ihn am Atmen hinderte.

Die ihn pflegenden Sklaven hatten ihn verlassen, und es war niemand zurückgeblieben, als der Mulatte im Laden. Statt daß dieser nun die Pflege des Verlassenen übernahm, benutzte er sein Alleinsein, um die Kassen auszurauben.

An dem eisernen Geldkasten seines Prinzipals versuchte er sich vergebens, um aber den Hilferuf des Alten zu unterdrücken, hatte er ihm ein Tuch in den Mund gesteckt. Endlich hatte er sich auch aus dem Staube gemacht.

Dom Manoel brachte aber in seiner Hilflosigkeit eine Nacht zu, die der höllische Feind selber erfunden zu haben schien. Wut, Pein, Hunger und Angst machten ihn zuletzt ohnmächtig.

Nach einigen stärkenden Mitteln, die ihm seine Nachbarn einflößten, kam der Kranke wieder zu sich. Er erzählte in höchster Entrüstung den Raub des Mullahen und bat die Freunde, einmal nachzusehen, ob der Schurke nichts aus seinem Geldkasten genommen habe.

Er sagte ihnen von einer verborgenen Feder, aber als er es gesagt, bereute er es auch schon wieder.

Doch es war geschehen und konnte nicht mehr geändert werden.

Als der Deckel des Kastens aufsprang, funkelten die Augen beider vor dem Glanz des Reichtums, der sich zeigte. Zugleich aber faßte beide der Teufel. Sie warfen sich einen verständigenden Blick zu.

Dom Manoel sah den Blick, und ein schrecklicher Argwohn keimte in seiner Seele.

„Macht den Kasten zu!“ rief er.

Aber es war zu spät.

Die Schurken fingen schon an, sich ihre Taschen mit den Reichtümern zu füllen und ruhten nicht, trotz des Schreiens des Alten, bis der Kasten leer war.

Im Begriff fortzugehen, warfen sie sich nochmals einen Blick zu. Es war die Frage, ob der Alte ganz zum Schweigen gebracht werden sollte.

Aber sie schüttelten den Kopf und schlossen den Kasten und die Türe, als wenn nichts vorgefallen wäre.

Dom Manoel knirschte vor ohnmächtiger Wut und schimpfte und fluchte, bis ihn die Müdigkeit zwang, ruhig zu sein. Aber jetzt in der Ruhe kam ihm erst die ganze Größe seines Verlustes zum Bewußtsein.

Wer beschreibt den Seelenzustand eines Geizigen, dem sein anderes Selbst, dem sein Lebensinhalt, dem alles, wofür er gedacht, gearbeitet, gesündigt, wofür er Gott entsagt und sein Gewissen belastet hat — sein Geld genommen worden ist, und er muß es hilflos geschehen lassen?

Allein noch ein anderes Gespenst trat jetzt an das Bett des Kranken, das mit seinem Schrecken selbst den Schmerz über den Verlust des Geldes überragte, das war der Tod.

Dom Manoel fühlte, wenn ihm keine Speise, keine Erquickung würde, daß er vor Elend sterben müßte.

Wer aber sollte ihn speisen, wer sollte ihm helfen? Alle hatten ihn verlassen. Allein, allein!

Er dachte an sein Kind, das er von sich gestoßen hatte.

„Jnez, Jnez!“ rief er. Aber Jnez hörte ihn nicht.

Er dachte an Gott, den er verleugnet hatte.

Sollte Gott ihn hören?

„Gnade, Gnade!“ rief er.

Da umhüllte ihn Ohnmacht.

Als er wieder erwachte, war es dunkel um ihn.

„Jnez, Jnez!“ schrie er: „Gott, Gott, Gnade!“

Siehe, da tat sich die Türe auf, und von Licht umflossen trat in das düstere Sterbegemach seine Tochter.

„Vater! Vater!“ rief das entsetzte Mädchen.

Aber die Rettung kam zu spät. Noch einen Augen-

blick sahen sich Vater und Tochter in die Augen, dann sanken dem Alten für immer die Augen zu.

Ein zweiter Schlaganfall hatte ihn getroffen.

Ein letztes Köcheln, dann war alles vorbei. Als die Sonne am nächsten Morgen durch das dunkle Fenster drang, beschien sie eine Leiche.

Senhor Ferreira und Senhor Querque hatten übrigens kein Glück mit ihrem gestohlenen Mammon. Sie hatten in Quilimane ein arabisches Sklavenschiff, eine sogenannte „Dhau“, bestiegen. Diese wurde aber, als sie auf die See kam, von einer englischen Fregatte entdeckt und verfolgt. Die Dhau flüchtete nach der Küste, geriet aber auf Klippen und ging mit Mann und Maus unter.

Inez hatte in den letzten Nächten, bevor ihr Vater starb, schwere Träume gehabt. Es war das nichts Wunderbares; denn sie hatte sich auch bei Tage mit großen Befürchtungen getragen.

Sie war jeden Tag in der Dämmerung in den Laden ihres Vaters geschlichen und hatte sich bei dem Mulatten nach dem Befinden ihres Vaters erkundigt, aber schon lange hatte sie weder den Schwarzen noch dem Mulatten getraut.

Den Abend vor seinem Tode war der Laden geschlossen gewesen, und niemand erschien auf ihr Klopfen und Rufen.

War vielleicht der Mulatte, wie die übrigen Schwarzen, entflohen und hatte ihren Vater allein gelassen, und ihr Vater lag da hilflos und verlassen?

O wie gerne wäre sie hineingedrungen und hätte sich überzeugt.

Sie weinte heiße Tränen, aber die Angst vor der

Strenge und dem Zorn des Vaters war so groß, daß sie nichts zu tun wagte.

Um Mitternacht wurden ihre Befürchtungen so groß, daß sie nochmals mit einer getreuen Schwarzen an das Haus schlich. Sie glaubte ihren Namen zu hören: „Snez, Snez!“

Gott wenn er um Hilfe rief. Sie versuchten beide zu öffnen, aber vergebens. Die guten Schlösser und Türen widerstanden der schwachen Mädchenkraft.

In ihrer Herzensangst lief sie von Haus zu Haus, bis sie endlich jemand fand, der ihr half die Türe zu öffnen. Und siehe, ihre schlimmsten Befürchtungen waren zur Wahrheit geworden. Nur noch den letzten Blick des Sterbenden vermochte sie zu erhaschen.

Das arme verlassene Mädchen weinte Tränen des tiefsten Schmerzes, und sogar der Reue, obwohl sie sich nichts vorzuwerfen hatte. Aber der Schmerz sucht und peinigt sich durch Selbstvorfürfe.

Dann saß sie lange da und dachte über ihren Vater nach und über ihre so überaus trostlose und verlassene Lage.

Es überkam der Schmerz sie aufs Neue. Sie schluchzte laut, bis sich alle ihre Gedanken und ihre Gefühle in einem heißen, innigen Gebet vereinigten.

Während ihres Gebetes war, unbemerkt von ihr, ein hoher Mann zur Türe hereingeschritten und hatte sich neben sie gestellt und mitgebetet. Als sie aufschaute, sah sie in das Gesicht des Major Candido, der von seiner Expedition zurückgekehrt war und sie bereits in ihrer Wohnung gesucht hatte.

Ein lauter Aufschrei, und dann lag sie weinend an der Brust ihres Verlobten.

Sie blieben noch längere Zeit in der Kammer des Toten. Sie hatten sich so vieles und wichtiges zu sagen.

Major Candido war ungemein ernst geworden. Er kam von dem Leichenbett eines ganzen Volkes und hatte jene Greuel gesehen, die zu Gott schrieen, und die sein Herz furchtbar erregt hatten.

Dort nun lag der indirekte Urheber alles dieses Unheils, selbst eine Leiche.

Menschen hatten nie über ihn zu Gericht geseffen. Er war in die Hände Gottes gefallen.

Einige Wochen später fuhr Major Candido mit seiner jungen Frau den Zambesistrom hinunter, um nach Europa zurückzukehren.

Es hatte nach langer Dürre endlich geregnet, und der Regen hatte die Luft wieder gereinigt und die nebligen Fieberdünste verjagt und ringsum eine üppige Vegetation hervorgerufen. Jetzt konnte man die Gegend wieder für ein irdisches Paradies erklären. Jetzt konnte es kaum etwas Schöneres und Friedlicheres geben, als auf den kristallhellen Fluten des Zambesi inmitten der reizendsten Ufer und köstlichsten Inseln, umweht von Palmenhauch und Blumenduft, im Baumkahn hinabzusegeln unter dem melodischen Gesang der schwarzen Baumkahnleute. Jetzt hätte niemand geglaubt, daß dort Hunger und Elend, Schrecken und Blutvergießen, Tod und Verwesung eintreten könnte. Aber das Paradies hat seine Schlangen.

Unser junges Ehepaar hatte des Bittern so viel geschmeckt, daß sie nicht länger zu weilen verlangten, und daß sie es freudig begrüßten, da als besondere Gnade des Königs Candidos Rückberufung nach Europa

erfolgte, um als Oberst in ein Regiment in Lissabon einzutreten.

Die Mutter Candidos, welche auch geschrieben hatte, hatte andere Pläne. Sie meldete den Tod eines reichen Bruders in einem Städtchen in der Rheingegend, der sie zur alleinigen Erbin eingesetzt habe, und wünschte die Übersiedelung nach Deutschland.

Die beiden Eheleute waren noch unentschieden, was sie tun würden. Vor allen Dingen verlangte es sie nach der Heimat und die gute, treue Mutter zu umarmen.

Alles andere mußte sich von selbst geben.

In Senna bei dem guten Senhor Ferao traf Major Candido Dr. Livingstone.

Dr. Livingstone war in einer weichen, aber feierlichen Stimmung.

Vom Nyanza=See zurückkehrend, hatte er am Schire das Grab der Mission gefunden, und da er seine Gattin begrüßen wollte, von deren Ankunft am Zambesi er unterrichtet war, kam er nur noch zurück, um ihr die Augen zuzudrücken und sie zu begraben.

Auf dem Dampfer selbst war das Fieber ausgebrochen und Frau Livingstone nach wenigen Tagen eine Beute desselben geworden.

Dr. Livingstone kam eben von dem Grab der Teuren, das, wie wir wissen, in dem benachbarten Schupanga stand. Sein Herz und sein Mund waren voll von dem Lob der Unvergesslichen. Er erzählte, wie er sie auf der Missionsstation Colobeng gefunden habe, als die Tochter des berühmten Missionar Moffat, und fügte zuletzt noch hinzu: „Diejenigen, welche keine Ahnung haben, welche köstliche Heimat diese edle,

gute englische Dame in Colobeng, tausend Meilen landeinwärts vom Kap der guten Hoffnung, zu bereiten mußte, und welche einen höchst wohlthätigen Einfluß sie als christlich gläubige Frau auf die rohen Stämme der Wilden ausübte, werden sich vielleicht wundern, daß sie den Gefahren und Mühseligkeiten dieses niedergetretenen Landes Trotz bot. Sie kannte sie alle, und bei dem uneigennütigen und pflichtgetreuen Versuche, ihre Anstrengungen zu erneuern, ward sie statt dessen zur Ruhe gerufen. Fiat, Domine, voluntas tua: Herr, dein Wille geschehe."

Es entstand ein feierliches Schweigen in dem Zimmer, das Major Candido mit den Worten unterbrach: „Nach diesen Erfahrungen und schrecklichen Erlebnissen, Herr Doktor, werden Sie doch wohl auch zurückkehren, um Ihre Gesundheit und Ihr so wertvolles Leben noch länger der Menschheit zu erhalten."

„Nein!" sagte Dr. Livingstone bestimmt. „Ich werde bleiben, und wenn ich einmal wieder die Heimat aufsuche, werde ich nach Afrika zurückkehren. Mein armes Leben und meine kleine Kraft sind diesem Lande und seinen unglücklichen Bewohnern für immer geweiht. Dieser Boden ist mir durch die teuren Pfänder, die er birgt, nur noch teurer geworden."

Sie sind erschrocken, junger Freund, vor den Leichenfeldern hier am Zambesi. Ich nicht. Ich weiß, das ist so Regel im Reiche Gottes. Diese verwesenden Gebeine sind die Saat, aus denen zur Zeit junges, kräftiges Leben emporkeimt. Jetzt ist hier heiliges, geweihtes Land, das wir nicht verlassen dürfen."

Ich habe vor einigen Tagen eine eigentümliche Begegnung gehabt, die ich Ihnen erzählen muß. Da ist der wildeste der Njawas, der Njawahäuptling Kapeni,

zu mir gekommen und hat mich gebeten, ich solle ihm einen Zauber abnehmen, wonach ihn stets ein Schauer überlaufe, wenn er einen Missionar sähe oder ihre Gefänge und ihre Predigten höre. Ich sagte ihm, daß dieser Schauer das wunderbarste und köstlichste Geschenk des grundgütigen Gottes sei, und bin der Überzeugung, daß die Worte, die ich noch beifügte, einen guten Boden fanden, und daß dieser Mann für das Reich Gottes gewonnen wird.

So fand ich weit im Innern schon Gedanken und Ansichten, die nur durch die Missionsstationen im Süden und im Westen des Erdteils bis dahin hatten kommen können. Das sind die ersten Lichtfunken der nahenden Morgenröte.

Gott will es. Gott aber sprach: es werde Licht, und es ward Licht." —

Am nächsten Tage war ein herzliches Abschiednehmen, und während Major Candido und seine Frau stromabwärts gingen, fuhr Dr. Livingstone stromaufwärts, dem Innern des Landes zu.

Nachricht.

Dr. Livingstone ist seinem Vorsatze treu geblieben und nach langjähriger segensreicher Tätigkeit, von der wir vielleicht noch mehr erzählen, in dem Lande, wo die Gebeine seiner Gattin ruhen, gestorben.

Major Candido und seine teure Gattin sind glücklich in Lissabon angelangt. Sie haben dort den Wünschen der Mutter nachgegeben und sind an den Rhein gezogen.

Major Candido hat den Krieg von 1870 mitgemacht und lebt noch glücklich in dem Kreise seiner heranwachsenden Familie. Wo — darf ich nicht sagen.

Altenburg
Pierersche Hofbuchdruckerei
Stephan Geibel & Co.

Im Verlage von Stephan Geibel in Altenburg (S.=N.) erschien
von **W. O. von Horn (W. Oertel)**:

Orkan auf Kuba. — Erdbeben v. Lissabon. — Brand v. Moskau. — Feldmarschall Derfflinger. — Prinz Eugenius. — Feldmarschall Blücher. — Ein Kongo-Neger. — Ein Ostindienfahrer. — Der Herr ist mein Schild. — Zwei Savoyardenbüblein. — Gottfr. Pollmann. — Die Boerenfamilie. — Strandläufer. — Vom Neffen, der seinen Onkel sucht. — B. d. Manne, der uns Amerika gewiesen. — Vergeltung. — Korsarenjagd. — Fibernfänger. — Leben d. Kurf. Dorothea u. d. Landgr. Elisabeth. — Die Gemsjäger. — Simon. Lebensgesch. eines Negerklaven. — Die Eroberung v. Algier. — Leben u. Taten Zietzens. — Vormund u. Mündel. — Wie einer ein Walfischfänger wurde. — Von einem, der das Glück gesucht. — Blüchers Schützling. — Belagerung v. Wien. — Lohn einer guten Tat. — Chr. Fürchteg. Sellert. — Der alte Binde. — Vom frischen u. mutigen Sendlitz. — Der Mulatte. — Auf dem Mississippi. — R. Fredericis Kriegsfahrten Anno 1812 u. 1813. — J. Jak. Astor. — Der Engel der Gefangenen. — Der Schiffsjunge. — Diamantina. — Das Patengehent. — James Watt. — George Stephenson. — Der Gaucho. — Der Weiskopf. — Der Domrabe. — Admiral de Rutter. — H. Konr. Eicher v. d. Linth. — Schloß-Nobbele. — Das Thorlacken. — Gualma, die Peruanerin. — Die Silberflotte. — Zwei Ausbrüche des Bewußt. — Während u. nach der Zerstörung v. Magdeburg. — Franz Drake, der Mann, der uns die Kartoffeln gebracht. — Benjamin Franklin. — Der Leibhusar. — Vier deutsche Helbinnen. — James Cook. Leben d. weltber. Seefahrers. — Deutsche Treue. — Eroberung v. Mexiko. — Was aus e. armen Hirtenbüblein werden kann. — Eroberung v. Konstantinopel. — Die Pelzjäger. — Die Kaiserin Maria Theresia. — Der alte Fritz. — Die letzte Ghazwah. — Gottes Finger. — Der Lumpenfammler v. Paris. — Scharnhorst. — George Washington. — Eine Meuterei im Stillen Meere. — Aus d. Silberminen der Cordillera de los Andes. — Der Domrabe. — Graf Luget de Montyon. — Ernst d. Fromme, Herzog v. Gotha. — Der Kaffernhäuptling. —
Durch die Wüste.

Fortsetzung von D. Schupp: Entstehung des Klosters Arnstein. — Reichsfreiherr v. Stein. — W. O. v. Horn. — Die Pfarrfrau v. Heftrich. — Die beiden Freunde. — Luise, Königin von Preußen. — Der Pfarrer Plebanus v. Miehlen. — Feldmarschall Graf Keithard v. Gneifenau. — Feurige Kohlen. — Im finstern Tale. — Das Büchlein v. Vater Arndt. — Der Fuhrmannsjunge im Kriege. — Der Städtemeister Hüllin Haarpennig. — Brand um Brand. — Friedrich Wilhelm, d. Gr. Kurfürst. — Der Postraub in Würtes. — Friedrich Wilhelm I., König v. Pr. — Im Eise. — Der Wolfenbruch. — Wilhelm von Dranien. — H. Dertel: Friedrich I., Barbarossa. — Karl der Große. — D. Schupp: Im Busche. — Unter den Falschmünzern. — Am Zambesi. — Der Hegenmüller. — Der blinde Zeuge. — H. Dertel: Kaiser Heinrich I. — Kaiser Otto d. Große. — D. Schupp: Die Eroberung v. Wiesbaden. — Der Tabuntschiff. — H. Dertel: Otto II. — Otto III. — D. Schupp: Der Kaffendiebstahl. — Die Flüchtlinge im Steintal. — Die Meerlins. — H. Dertel: Friedrich II. — Rudolf v. Habsburg. — D. Schupp: Der Fürst u. sein Hofprediger. — Arnim Stein (H. Rietzschmann): Ein getreuer Knecht. — D. Schupp: Der Stanhub. — H. Dertel: Karl Th. Körner. — Gutenberg, Erfinder der Buchdruckerkunst. — D. Schupp: Der Onkel in Batavia. — Dudo v. Nibelin. — A. Stein: Unter d. Schirm d. Höchsten. — J. Bonnet: Ein armer Slowak. — H. Dertel: Hans Sachs. — D. Schupp: Die Ehre des Vaters. — Die Brüder. — J. Bonnet: Am doppelten Faden. — Des Feldschrers Wandererschaft. — H. Dertel: Georg v. Frundsberg. — D. Schupp: Auf d. Wacholder. — Joseph in Agypten. — J. Bonnet: Der Einarm. — Die Geschwister. — H. Dertel: William Penn. — D. Schupp: Der Turmbau a. d. Halligen. — Das verlorene Kind. — J. Bonnet: Der Zigeunerbub. — Der Amerikaner. — H. Dertel: Matthias Claudius, der Wandsbeker Bote. — D. Schupp: Die Klemenskirche. — Die Rache ist mein. — J. Bonnet: Feldschrers Kriegsglück. — Der Reiskönig. — H. Dertel: William Wilberforce. — D. Schupp: Unter den Menschenfressern von Vorneo. — Das Nationaldenkmal a. d. Niederwald. — J. Bonnet: Der Onkel v. Bevey. — Der Gondolier v. Venedig. — D. Schupp: Theobald. — James Garfield. — J. Bonnet: Der Geusenpennig. — Die Chinesenflotte. — D. Schupp: Vom Rhein zur Donau. — J. Bonnet: Aus dem Schiffbruch gerettet. — Wiedergefunden. — Sohn des Millionärs. — Schupp: Kaiser Wilhelm I. — Bonnet: Adlerhorst. — Noeldchen: Peter Hele. — In Schleswig. — Um Haaresbreite. — Graf York von Wartenburg. — Heinrich: H. K. v. Winterfeldt. — Noeldchen: Straff und schlaff erzogen. — Martin Behaim. — Schwarz u. Weiß. — Frenkel: Herzogin Annemarie und der Dachdecker von Dornburg. — Heinrich: Jacob Keith. — Noeldchen: Der Wahrheit die Ehre. — Nettelbed. — Frenkel: Wendelin.

172 Bändchen, jedes mit 4 Vollbildern.

| | |
|--|---------------|
| Preis eleg. kartoniert mit illustr. Umschlag 50 Pfennige | } jeder Band. |
| „ in Bibliothekband gebunden 75 „ | |
| „ in rot Kaliko (Geschenkband) geb. 75 „ | |